992

Biogr. 992 hg.
Rod., R. v.,

Digitized by Google

Digitized by Google

Leben und Wirken

Rudolf's von Rodt,

V. D. M.

weil. Missionars der Londoner Missionsgesellschaft in Indien.

Nebst Erklärung und Uebersetzung einer, zum ersten Male bekannt gemachten und in einem Facsimile beigegebenen,

indischen Litanei.

Von

Dr. Karl Wilh. Bouterwek,

Director des Gymnasiums in Elberfeld.

Als Beilage zum diesjährigen Gymnasial-Programme veröffentlicht.

Elberfeld, 1852.

Verlag von R. L. Friderichs.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei Sam. Lucas
in Elberfeld.

Digitized by Google

Seinem theuern Freunde

Herrn

Prediger Karl von Rodt, in Bern,

als ein Zeichen fortdauernder brüderlicher Liebe und Geistesgemeinschaft,

gewidmet

vom Verfasser.

Digitized by Google

Häufig wird gelehrten Schulschriften der Vorwurf gemacht, dass sie wenig geeignet seien, das allgemeine Interesse an höherer Schulbildung anzuregen oder dasselbe in den weiteren Kreisen wohlmeinender Schulfreunde zu befestigen. Dieser Vorwurf liegt in der besonderen Ansicht von der Bestimmung solcher Schriften begründet und soll in seiner theilweisen Berechtigung vorläufig anerkannt, dabei aber auch nicht verhalten werden, dass, auf dem unermesslichen Gebiete menschlichen Wissens, selbst scheinbar einseitige Richtungen ihren Werth haben und nicht ohne Frucht bleiben, wenn es, in ihrer Verfolgung, an Selbstständigkeit und Gründlichkeit nicht fehlt. In den nachfolgenden Blättern ist der Versuch gewagt worden, ein allgemein menschliches Interesse gebildeter Freunde mit dem besonderen der Sprachforschung, im umfassenderen Sinne, zu verbinden. In ein von Natur edel angelegtes, durch frühzeitige, aufrichtige Frömmigkeit seinem wahren Lebenszweck zugeführtes Gemüth einen unbefangenen, unparteiischen Blick thun zu dürfen, muss auch für Solche einen Reiz haben, die Neigung und Vorliebe sonst auf der Oberfläche des Lebens gefesselt erhält. Kommt nun noch hinzu, dass ein schön begonnenes, dem Höchsten, was Menschenbrust zu fassen bestimmt und geeignet ist, gewidmetes Werk durch einen plötzlichen Tod gehemmt und vielversprechende gesunde Keime in ihrer reichen Entfaltung vernichtet werden: so steigert sich unsere Theilnahme zu dem Gefühle innigsten Mitleides und lässt einen Eindruck des Lebensernstes in uns zurück, der auf den sichern Weg unserer Laufbahn nur fördernd einwirken kann.

Andererseits möchte kaum Ein selbstständig denkender Geist, der in die innere Geschichte der Entwickelung der Menschheit auch nur vorübergehend geschaut hat, von dem überraschenden Zusammenhange europäischer Sprachbildung mit der Fülle indischer Idiome unberührt geblieben sein. Hat sich doch selbst bis in die Schulbücher, die wir unsern Knaben in die Hand geben, der Name der vollkommensten Sprache der Welt eingedrängt! Bei dem Worte Sanskrit empfindet heutzutage die Mehrzahl der studirenden Jünglinge weniger Abneigung und Scheu, als in früheren Jahren vor dem Hebräischen, das, bei den Unkundigen, in dem unbegründeten, aber traditionell überkommenen Rufe der grössten

Digitized by Google

Schwierigkeit steht. Wie weit ich auch davon entfernt bin, leichtsinniger Oberflächlichkeit in den Studien das Wort zu reden, oder zu dem Vielerlei unserer Unterrichtsfächer an höheren Schulen noch ein neues zur Aufnahme zu empfehlen: so halte ich es dennoch für heilsam, unsere Jugend fleissig darauf hinzuweisen, dass, mit dem engen Kreise der Schule und der Spracherlernung in derselben, nur ein sehr geringes Mass wünschens- und erlangenswerther Sprachkenntnisse begrenzt ist. Ueber dasselbe hinauszugehen kann in der besonderen Lebensbestimmung Einzelner liegen; und ein solches Hinüberschweifen auf ferne Bahnen nicht für unnütz zu halten, dazu soll die folgende Lebensgeschichte und die Deutung eines wenig umfangreichen, aber interessanten indischen Originales dienen, welches dem Leser in einem Facsimile hier vor Augen gelegt wird.

Es mögen ungefähr zehn Jahre her sein, dass mir dieses Original durch meinen werthen Freund, Herrn Prediger Karl von Rodt in Bern, zugestellt wurde. Er wusste, dass ich die Musse, welche mir meine freiere Stellung, als Vorsteher einer Erziehungsanstalt in der Nähe von Bern, gewährte, zur Erlernung von Sprachen und Dialecten benutzte, deren Kenntniss mir, bei Erforschung der Muttersprache, förderlich zu sein schien. Das Sanskrit hatte mich längere Zeit hindurch beschäftigt, und selbst das Wenige, das ein Schüler ohne Lehrer lernen kann, reichte vollkommen hin, den Wunsch nach einer genaueren Bekanntschaft mit der Grundsprache der europäischen Hauptidiome in mir rege zu machen. Eine Originalhandschrift aus Indien hatte ich bis dahin noch nicht gesehen. Die klaren und festgezogenen Formen der Buchstaben der eben erhaltenen erregten meine Neugierde in lebhafter Weise; die Wiederholung gewisser Verbindungen, welche ich bei einiger Prüfung entdeckte, luden dazu ein, einen Versuch zur Entzifferung dieser wenigen Zeilen zu machen. Ein Exemplar von Chézy's Yadschñadattabad'ha überzeugte mich bald, dass mein Original in bengalischen Buchstaben geschrieben sei; ob es auch in bengalischer Sprache verfasst sei, musste unentschieden bleiben, bis es gelungen war, durch Abtheilung der einzelnen Wörter, das Ganze zu überschauen und die Bedeutung des Einzelnen ausfindig zu machen. Dies konnte ohne viele Schwierigkeit und einen grossen Aufwand von Zeit und Mühe nicht geschehen. Endlich nahm ich wahr, dass die vorherrschenden Wortformen dem Sanskrit angehörten, während andere, bei Vernachlässigung der Regeln über die Flexion

Digitized by Google

und Euphonie im Sanskrit, dem Bengalischen näher zu stehen schienen. Dazu kam die Nachlässigkeit des Abschreibers, der an mehreren Stellen Vocale, deren Abwesenheit in der Deutung irreleitete, ausliess, an anderen kurze oder lange, gegen die Gesetze der Etymologie, willkürlich hinsetzte, Buchstaben verwandter Reihen ohne Wahl gebrauchte und somit es überaus schwierig machte, dieses Schriftstück so geringen Umfanges mit einiger Sicherheit zu lesen und zu verstehen. Mit Hilfe von Haughton's bengalischer Grammatik und desselben Sanskrit- und Bengali - Wörterbuch gelang es mir zuletzt, nach manchen Vorarbeiten, mich des Inhaltes zu bemächtigen; ich erkannte, dass ich eine indische Gebetsformel (einen Mantra) vor mir hatte.

Herr Professor Lassen in Bonn war so freundlich, mir zwei Stunden seiner kostbaren Zeit zu opfern und zu gestatten, dass ich ihm das Original vorlas und über die Bedeutung einzelner Wörter seinen guten Rath einholte und erhielt. Wenn ich auch nicht erwarten darf, den Sanskritgelehrten von Fach genügt zu haben; so hoffe ich doch, dass meine Arbeit den gebildeten Laien nicht ganz verwerflich erscheinen werde.

Ehe ich indessen zu der Erklärung unseres Mantra übergehe, möge es mir vergönnt sein, dem ersterwähnten Zwecke gemäss, eine Lebensbeschreibung des würdigen, jungen Gelehrten und Missionar's vorauszuschicken, welchem ich den Besitz unseres Originales verdanke. Dieser werthe, früh verewigte Freund, dem ich in den nachfolgenden Zeilen ein kleines Denkmal der Achtung und Liebe setzen möchte, ist der Berner Rudolf von Rodt, ein jüngerer Bruder meines oben genannten Freundes Karl v. Rodt. [1])

I.

Nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Nationen werden der schweizerischen gewisse Vorzüge beigelegt, welche sie vor anderen vortheilhaft auszeichnen. Man spricht gern von den „biedern Schweizern," was in dem Munde Vieler nichts Anderes sagen will, als die zuverlässigen, die gutmüthigen Schweizer. Aber diese Zuverlässigkeit hat ihre Grundlage in häuslicher Zucht und Sitte, in väterlicher Gewalt, mütterlicher Frömmigkeit, kindlichem Gehorsam. Wo sie als Gutmüthigkeit aufgefasst wird und Andere zu Uebergriffen reizt, da tritt rasch die zweite Grundtugend des Schweizers als Correctiv hinzu: er wird der tapfere Schweizer. Wer dies Volk näher kennen lernen will, muss die

Digitized by Google

vielbetretenen Wege der Touristen verlassen und seine Wohnung dauernd unter demselben aufschlagen. Einem einigermassen verständigen und geübten Beobachter wird es dann nicht entgehen, dass die politische Freiheit, mit ihren nothwendigen Schwankungen, vorzüglich geeignet ist, feste, zu jedem grossen und nützlichen Unternehmen starke, Charactere zu bilden, auf deren Selbstständigkeit das Vaterland in dem Augenblicke der Noth und Gefahr nie vergebens gerechnet hat. Eine grosse Reihe von Familiennamen, nicht wenige aus dem Berner Patriciat, leuchten in der Geschichte dieses freien Volkes, und die väterliche Tugend findet, nicht blos in kühnen Dichtungen, auch in den Herzen einer thatkräftigen Jugend, ihren Ehrenplatz.

Solche Schweizertugend herrschte seit Jahrhunderten in der alten Berner Familie von Rodt. Zu den ehrwürdigsten Mitgliedern der bernischen Aristokratie, welche durch die französische Julirevolution sank, gehörte Bernhard Emanuel von Rodt, († 16. August 1848.) der Vater Rudolf's von Rodt. Er ragte als Vaterlandsfreund, im besten Sinne des Wortes, als Bürger seiner Vaterstadt, als Krieger, als Staatsbeamter und sittlicher Character, endlich als namhafter Schriftsteller, so weit über seine Zeitgenossen hervor, dass sein Leben von einem Geistesverwandten, dem Obristen L. Wurstemberger, in trefflicher, eigenthümlich schweizerischer Darstellung geschildert wurde.[2]) Das Hauptverdienst, als Staatsbeamter, erwarb Emanuel von Rodt sich durch die ausgezeichnete, unter sehr schwierigen Verhältnissen angetretene, Verwaltung des Oberamtes Münster. In Folge des Pariser Friedens vom 30. Mai 1814. und des Wiener Congresses war der grösste Theil des Bisthums Basel mit dem Canton Bern vereinigt worden. Münster bildete einen der fünf neuen Amtsbezirke, über welche, unterm 13. Decbr. 1815., von der Berner Regierung Oberamtleute (Grands baillis) gesetzt wurden. Emanuel von Rodt erhielt den Flecken Münster selbst zum Amtssitze angewiesen und bezog später die von der Regierung angekaufte vormalige Probstei. Die Thäler des inneren Jura tragen einen besonderen Character: von verschiedenen Höhenzügen eingeschlossen und von einander geschieden, münden sie in Ein Haupt-Felsenthal, welches die brausende Birs durchströmt. Spuren grossartiger vorgeschichtlicher Naturereignisse sind zu beiden Seiten dieses Thalpasses noch heute kenntlich. Nicht minder eigenthümlich als die Natur, ist die Bevölkerung dieser Thäler: verschiedene Sprache und verschiedene Religionsbekenntnisse, die

Digitized by Google

sich in ihrer Gegensätzlichkeit von jeher geltend machten, dazu die Grenznachbarschaft eines grossen Reiches, die damals bereits zwanzigjährige Fremdherrschaft, mussten Zustände hervorrufen, deren Ueberwachung und Regulirung nur einem kräftigen Regimente gelingen konnte. Unter den vielen Massregeln und Anordnungen zum Wohle des, Emanuel von Rodt anvertrauten, Amtsbezirkes, heben wir die besondere Sorgfalt hervor, welche er der Erweckung des religiösen Sinnes und der Herstellung sämmtlicher, von der französischen Verwaltung durchaus vernachlässigter, Einrichtungen in Kirche und Schule widmete. Die Erreichung so edler Zwecke wurde ihm jedoch, wie sein Lebensbeschreiber sagt, „durch die Lauigkeit und den gar zu materiellen Geist mehrerer der protestantischen Prediger sehr erschwert, deren gehaltlose Vorträge religiöse Privatversammlungen veranlassten und zum Theil rechtfertigten, welche indessen nirgends in Missbräuche übergingen, sondern den religiösen Sinn des Volkes eher noch hoben.“ Die religiöse Erweckung im Münsterthale, welche aus diesen Versammlungen hervorging und dieselben hinwiederum nährte und unterhielt, ist nicht ohne lang dauernde segensreiche Folgen geblieben. Unter andern namhaften Männern wurden auch die späteren Missionare Gobat und Schaffter durch diese Regung eines biblisch gläubigen Christenthums zu ihrem nachmaligen Berufe erweckt.

Der obige Zug aus dem amtlichen Leben von Rudolf von Rodt's Vater musste vorausgeschickt werden, um anschaulich zu machen, wie dieser zu den religiösen Bewegungen seiner Zeit und Umgebung stand, in welche auch mehrere Mitglieder seiner Familie hineingezogen wurden. In allen Stücken die wesentlichen Kennzeichen eines Alt-Berners festhaltend, stand Emanuel von Rodt mit voller Ueberzeugung auf Seiten der reformirten Landeskirche; um so begreiflicher ist es, dass die Richtung zweier seiner Söhne, die als gesegnete Werkzeuge des Herrn in einer freieren Stellung zu wirken berufen waren, für den strengen Vater manchen Augenblick lebhaften, wenn auch später ganz ausgeglichenen, Kummers herbeiführte.

Als Emanuel von Rodt die Verwaltung des Amtsbezirkes Münster antrat, folgten ihm dahin seine edle Gattin Elisabeth, aus dem, in den Schweizer Annalen wohlbekannten, alten Hause derer von Graffenried, und vier Kinder im zarten Alter. Das jüngste derselben war Rudolf, geboren zu Bern den 2. Februar 1814. Von den ersten Jahren seiner Kindheit ist uns wenig bekannt

Digitized by Google

geworden; nur wissen wir, dass am 3. Juni 1818. dem geliebten Sohne die sorgliche Mutter durch einen unerwartet schnellen Tod, nach der Geburt eines Knaben, entrissen wurde. Eine theure, noch lebende Tante, Fräulein Julie von Graffenried, nahm sich der verwaisten Kinder, deren ältestes bei dem Tode der Mutter noch nicht 13 Jahre alt war, liebevoll an. Sie ist es gewesen, die das lenksame Herz Rudolf's in zarter Kindheit zu seinem Herrn und Heilande führte und darüber wachte, dass der Knabe, über den Fortschritten im Wissen und Können, den höheren Einflüssen kindlicher Frömmigkeit nicht entfremdet wurde. Noch wenige Wochen vor seinem Tode sagte R. von Rodt zu einem seiner Freunde: „In meiner Kindheit war mein Herz abgewandt von Gott; aber meine Tante hatte die Gewohnheit, mit mir zu beten und mir zuzureden, bis ich zuletzt ihrem freundlichen, gläubigen Andringen nicht widerstehen konnte, sondern gewissermassen gezwungen war, mein Herz Gott zu übergeben.“ Die ersten Zeichen selbstständiger kindlicher Frömmigkeit finden sich bei ihm sehr frühzeitig. So sagte er z. B. schon als Kind, er wolle einst als Missionar zu den Heiden gehen. Eine Zeichnung, die er, als siebenjähriger Knabe, erfunden und seiner Tante zum Neujahrsgeschenke verfertigt hatte, stellte einen Adler dar, welcher der Sonne entgegenfliegt. In eine andere seiner Neujahrszeichnungen schrieb er die kurzen Worte: „Auch dieses ist bald vorbei.“ Schon sehr früh ergriff der grosse Gedanke an den allmächtigen, allwissenden Gott sein Herz. Wie viele Irrwege würden unserer Jugend erspart bleiben, wenn häusliche Erziehung und Unterricht in der Schule den Grundton aller wahren Religion: „es ist ein lebendiger Gott“ in dem Gemüthe der Söhne und Töchter zu wecken sich beeiferten! Für von Rodt waren diese Wahrheiten die Hüter seiner Kinder- und Knabenjahre; sein Gemüth wandte sich früh von dem Tande und der Nichtigkeit der Welt ab. Schon vor seinem 15. Lebensjahre hatten einfältig christliche Ueberzeugungen in seinem Herzen eine für dieses Alter gewiss seltene Tiefe und Festigkeit erlangt.

Diesem Umstande ist es hauptsächlich zuzuschreiben, dass die Versuchungen der Jugend an ihm spurlos vorübergingen und sein Geist frühzeitig zur Erwerbung tüchtiger, gründlicher Kenntnisse hingezogen wurde. Nach einem längeren Aufenthalte in der Erziehungsanstalt zu Gottstatt bei Biel, Cantons Bern, kehrte er um das Jahr 1827. in den Schooss seiner Familie, nach Bern, zurück, wo sein Vater, seit 1822., nach Ablauf seiner Amts-

Digitized by Google

verwaltung, sich aufs neue niedergelassen hatte. In Bern besuchte er noch zwei Jahre lang die lateinische Schule und trat, im Jahre 1830., mit seiner Promotion, in die damalige Academie über, wo er den classischen, philosophischen und mathematischen Studien, drei Jahre hindurch, oblag. Da er ein gewissenhafter, mithin auch fleissiger Schüler war, so bestand er bei den jährlichen Prüfungen immer gut; er strebte indessen nie nach besonderer Auszeichnung. Er besass eine wohlbegründete, wenn auch nicht umfassende Bekanntschaft mit den griechischen und römischen Hauptschriftstellern und würde, bei seiner Vorliebe für mathematische Studien, in diesen sicher einmal etwas Ausgezeichnetes geleistet haben, hätte sein Geist nicht bald eine andere Richtung eingeschlagen.

Auch aufs Zeichnen verwandte er einen nicht erfolglosen Fleiss. Ich erinnere mich einige Handzeichnungen von ihm gesehen zu haben, welche Geschmack verriethen und sauber ausgeführt waren. Am tiefsten indessen hat mich eine Darstellung ergriffen, die er in sein Tagebuch gezeichnet hatte, welches, nach seinem Tode, an seine Familie gelangte und unten öfter erwähnt werden wird. Der grossartige Anblick der hohen Schweizerberge, die er als Knabe und Jüngling beständig vor Augen hatte, liess einen unauslöschlichen Eindruck in seinem Gedächtnisse zurück. Auf einem Blatte seines Tagebuches findet sich eine in Farben ausgeführte Zeichnung der Fernsicht auf die Alpen und Gletscher des Berner Oberlandes, wie sich dieselben etwa von dem Schlosse Burgistein, das seinem Grossvater gehörte, dem Blicke darbieten. In der Einsamkeit von Sunamuky, umgeben von Heiden, die weder seine Sprache noch seine Gefühle kannten, rief die Erinnerung an die Heimat ein naturgetreues Bild in seiner Seele wach, und die kunstgeübte Hand lieh, mit geringen Mitteln, dem Bilde Leben und Form!

Welch Glück war es für den theuern Jüngling, dass er mit seinem religiösen Sinn nicht vereinzelt dastand unter seinen Studiengenossen! Ihrer fünf oder sechs, von demselben Glauben beseelt, schlossen ein enges Bündniss christlicher Freundschaft. Auf den Rath eines ausgezeichneten jungen Geistlichen, waren sie zu einem Kränzchen zusammengetreten und versammelten sich wöchentlich einmal des Abends, um mit einander zu beten, die heilige Schrift zu lesen und über religiöse Gegenstände sich zu unterhalten. Missionar Wenger in Calcutta, welcher, als Student, zu dieser Verbindung gehörte, sagt von derselben (in

Digitized by Google

seinem 'Brief Memoir of the Revd. Rodolph de Rodt, of the London Missionary Society' in dem 'Calcutta Christian Observer' für 1843.): „Durch diese Zusammenkünfte wurden sie (jene Sechs) vor vielen Versuchungen bewahrt und zur Nachfolge Jesu mächtig aufgemuntert; ihre gegenseitige Freundschaft wurde immer vertrauter und geheiligter und trug viel dazu bei, sie allmählich zu den wichtigen Pflichten vorzubereiten, die ihrer im späteren Leben warteten. In ihren Gebeten vergassen sie ihre Mitstudirenden nie; und es ist merkwürdig, dass, obschon zu jener Zeit sich keine sichtbare Frucht ihrer Fürbitte zeigte, doch in der Folge eine beträchtliche Anzahl jener jungen Leute zu einer heilsamen Erkenntniss Christi gelangt sind. . . . Von Rodt wohnte den wöchentlichen Versammlungen jener Freunde regelmässig bei. Den Jahren nach war er der jüngste von ihnen, in Beziehung auf geistige Erkenntniss und Erfahrung aber stand er ihnen gleich."

Wenn man die begünstigenden häuslichen Verhältnisse mit in Anschlag bringt, unter denen von Rodt fortwährend lebte; so wird es nicht auffallen, dass der junge Patriciersohn, gegen damalige Uebung und Gewohnheit, den geistlichen Beruf wählte. Es zeugt von der uns schon bekannten ernsten Richtung des Vaters, dass dieser dem Sohne die erbetene Zustimmung nicht versagte. Vater und Sohn mochten hierbei zunächst nur an eine Laufbahn in der Staatskirche gedacht haben. Je mehr indessen Rudolf von Rodt die gegenwärtigen Zustände derselben ins Auge fasste und sie mit Dem zusammenhielt, was die heilige Schrift über die Kirche und ihre Verfassung dem unbefangenen Leser an die Hand gibt, um desto mehr neigte er sich zu den Grundsätzen der dissentirenden Gemeinen in der Schweiz, die denen der englischen Independenten und der späteren freien Gemeinen des Waadtlandes und Schottlands sehr ähnlich sind. In religiösen Dingen seinen Ueberzeugungen zu folgen und dem eigenen Gewissen treu zu bleiben, ist allezeit mit bitteren Erfahrungen verbunden, die unserem von Rodt auch nicht erspart blieben. Was er um seiner Ueberzeugungen willen würde zu tragen haben, konnte ihm um so weniger verborgen sein, da sein ältester Bruder Karl von Rodt, um seines Glaubens willen, von der aristokratischen Regierung Bern's mit Gefängniss und Verbannung verfolgt worden war und Beides gerne ertrug, wiewohl ihm, im Falle eines Rücktritts, die glänzendsten Beförderungen auf der, mit Auszeichnung betretenen, Bahn eines Staatsbeamten verheissen waren. Das Jahr 1831. zertrümmerte mit dem ehrenhaften, strengen Alt-Bernerregiment

Digitized by Google

manche kostbare, wohlerworbene Vorrechte und leitete einen Strom ungeregelter Begierden gegen den festen Bau eines Staatsgebäudes, welches mit dem Wohle des Volkes unzertrennlich verbunden zu sein schien. Allein ein Gutes hatte diese Umwälzung: sie gewährleistete religiöse Freiheit und sühnte damit manche herbe Ungerechtigkeit des alten Regiments. Aber dennoch galt es damals, wie heute noch, zwanzig Jahre später, für eine Art von Schmach, den Glauben der Väter, wie man sich auszudrücken pflegte, zu verlassen. Es bedurfte einer wohlbegründeten Ueberzeugung, um eine solche Schmach tragen zu können, und unser junger Theologe besass dieselbe.

Als er im Frühjahr 1833. seinen humanistischen Cursus an der Berner Academie beendigt hatte, begab er sich, im April desselben Jahres, nach Genf, wo die neue, vom Staate und dessen Kirche unabhängige „theologische Schule“ vor kurzem eröffnet worden war. Auch zu diesem entscheidenden Schritte versagte ihm der Vater seine Zustimmung nicht.

Aus Genf war der alte Ernst calvinistischen Glaubens längst gewichen. Die anerkannte Landeskirche huldigte, bewusst und unbewusst, dem Socinianismus; auf der anderen Seite hatte die früher vom Bürgerrecht ganz ausgeschlossene, katholische Bevölkerung sich ausserordentlich vermehrt. Die Lehre von der Gottheit Christi durfte nicht mehr gepredigt werden; die wenigen Geistlichen, die es dennoch thaten, mussten die Kanzel räumen und sich eine eigene Gemeine suchen. Unter diesen Verhältnissen entstand die evangelische Gesellschaft in Genf, indem einige gläubige Geistliche, in Verbindung mit einer Anzahl frommer Einwohner, sich für die wahren Repräsentanten der Staatskirche erklärten und in diesem Sinne wirkten. Schon früher war Dr. Malan, um freier Predigt des Evangeliums willen, aus der Vénérable Compagnie von Genf ausgestossen worden und hatte eine eigene Gemeine gegründet, die zu der schottischen Kirche in näherer Beziehung stand. Jetzt bildete sich eine zweite sehr ansehnliche Gemeine, welche, von ihrem Versammlungsorte, die Gemeine von Bourg-de-four genannt wurde und unter der Leitung der Prediger Empeytaz, Guers und Lhuilier stand. Im Jahre 1831. eröffnete die evangelische Gesellschaft die theologische Schule, welche bald, auch in der gelehrten Welt, eines wohl verdienten Rufes sich erfreute, da Männer wie Merle d'Aubigné, Gaussen, Galland, Steiger und Hävernick an ihr lehrten, zum Theil noch lehren. Auch mit dieser Schule war

Digitized by Google

ein öffentlicher, viel besuchter Gottesdienst im Oratoire verbunden.

Den ersten Eintritt von Rodt's in die neuen Verhältnisse zu Genf schildert ein Brief, den er unterm 8. Mai 1833. an seinen in Bern zurückgebliebenen Freund Wenger richtete. Dieser Brief ist in einer englischen Uebersetzung in dem 'Calcutta Christian Advocate' von 1843. abgedruckt und gibt seine damalige Geistesrichtung genau an, wesshalb ein zurückübersetzter Auszug hier stehen mag:

... „Viel lieber würde ich mit Dir Arm in Arm am Ufer des Sees, unter den Bäumen, die eben das erste Laub treiben, einen Spaziergang machen und Dir meine Gedanken mündlich mittheilen, als zu einem stummen Blatte Papier meine Zuflucht nehmen, das erst in Deine Hände kommt, wenn eine Menge neuer Gedanken und Gefühle diejenigen verdrängt haben, welche jetzt mein Inneres einnehmen. Wir müssen indessen in unser Loos uns fügen, und wenn wir das Band der Freundschaft durch brieflichen Verkehr nur selten erneuern können, so wollen wir um so öfter, im Geiste, uns vereinigen im Herrn; denn nur in Ihm, unserm Gotte, erhält Alles seinen wahren Werth, und Alles, was wir thun, ist nur dann recht gethan, wenn es zu Gottes Ehre geschieht. Das wissen wir ganz wohl; aber thun wir auch danach? Ich beabsichtige indessen nicht aufs neue meine Schwachheit Dir vorzuklagen, wie ich dies so oft gethan habe; ich möchte lieber, über sie hinaus, auf den Thron Dessen meine Blicke heften, der uns vom Tode zum Leben berufen oder doch wenigstens einen Einblick in unser böses Herz und ein sehnliches Verlangen nach dem Besseren uns verliehen hat. Lass uns uns ergötzen im Andenken an die unsägliche Liebe Christi und Gottes, der durch ihn unser Vater geworden ist!

... „Ich habe nun meinen Aufenthaltsort geändert, aber nicht meinen Character. Ich bin eben derselbe kalte, gleichgiltige und phlegmatische Rudolf, den Du in Bern gekannt hast, der Dich aber doch aufrichtig liebt und Dich oft hergewünscht hat; denn die Laterne, mit deren Hilfe ich gleichgestimmte Freunde suche, ist noch immer angezündet und wird, wie ich fürchte, es noch eine gute Zeit lang bleiben müssen.... Zum Theil ist meine Engherzigkeit daran Schuld, dass ich nicht leicht Freunde finden kann, die mir ganz nach Sinne sind; denn mein Herz kann nicht viel Liebe in sich aufnehmen und findet es schwer, sich einem anderen rückhaltlos zu öffnen, was doch eine der ersten Bedingungen echter, herzlicher Freundschaft ist. Ich besitze indessen das Vorrecht, hier mit Brüdern bekannt zu sein, die Liebe verdienen und mit denen ich allmählich vertrauter zu werden hoffe. Allein ich bedaure, dass ich bei ihnen Allen auf ein Hinderniss stosse, dass sie nämlich in ihren Ansichten von der Kirche verschiedener Meinung mit mir sind. Für Viele ist dies noch ein fremder Gegenstand, und Andere sind noch nicht zu der Wahrheit hindurchgedrungen. Gestern z. B. ging ich mit C. spazieren, der früher auf der Landesacademie studirte, nachmals aber, als seine Augen geöffnet wurden, alle Aussichten auf eine glänzende Carrière für Schaden erachtete, Christum lieber hatte als sich selbst, seine Verwandten und seine Ehre vor der Welt, und auf den Bänken der ver-

Digitized by Google

achteten „Schule von Merle, Gaussen und Comp.“ Platz nahm. Wir unterhielten uns über Herrn Monod in Lyon und über den ihn betreffenden Artikel in der Gazette Évangélique de Genève, den Du, vorausgesetztermassen, kennst. Herr Merle tadelt Monod in diesem Artikel, dass er keine Mitglieder in seine Kirche aufnimmt, ohne vorhergegangene Prüfung, und spricht die Meinung aus, einer solchen Probe dürften nur römische Katholiken unterzogen werden; alle Protestanten dagegen müssten freien Zutritt haben. [3]) Ich sagte meinem Freunde C., dass ich Monod's Meinung vollständig theilte und den fraglichen Artikel missbilligte. Hierüber entspann sich eine lange Unterredung, die unglücklicherweise zu keinem Ergebnisse führte; denn mein Gegner sprach, vermöge seiner natürlichen Lebhaftigkeit, so warm, so rasch und ununterbrochen, dass es mir schwer wurde, dann und wann ein Wort dazwischen zu werfen, und er mir kaum so viel Zeit gönnte, ihm meine Gedanken auseinander zu setzen. Ich lachte innerlich über den Contrast unserer Charactere, und war am Ende der Discussion eben so kalt wie im Anfange. [4])

„Dies ist der erste Kampf, den ich, in Vertheidigung dieser Wahrheit, zu bestehen hatte. Ich bin in etwa zweifelhaft, ob ich hier den Ausdruck Wahrheit gebrauchen darf, oder vielmehr Ueberzeugung sagen sollte; würde ich jedoch dieses Wort gebrauchen, so könnte darin ein Zweifel an der vollen Richtigkeit derselben liegen. Für jetzt habe ich keinen Grund, daran zu zweifeln; denn sie empfiehlt sich mir sowohl theoretisch, wie practisch; einerseits werde ich durch Vernunft- und Schriftbeweise darin befestigt, und andererseits durch meine frühere Erfahrung und die Fügungen der Vorsehung mit mir. Dessenungeachtet schwanke ich noch bisweilen. O, wie ist es ein so gut Ding, dass das Herz fest werde! Bisweilen ergreift mich auch eine gewisse Angst, wenn ich in die Zukunft vorwärts blicke, und wahrscheinlich widerfährt Dir dasselbe. So lass uns denn unaufhörlich einander ermahnen, dass wir nicht matt werden im Glauben und Vertrauen auf Gott, sondern dass wir vielmehr unaufhörlich gestärkt werden: denn ein Streiter Jesu Christi, ein Kämpfer im Dienste Dessen, der die Welt überwunden hat, braucht sich nicht zu fürchten; und ein Kind, dessen Vater reich ist über Alle, hat nicht nöthig um seinen täglichen Unterhalt in Sorgen zu sein. Lass uns nur auf dies Eine bedacht sein, dass wir treu sind im Gehorsam gegen Gottes Gebote; denn die Treue allein wird uns über das Grab hinaus begleiten; wie der Apostel Johannes sagt, dass die Treuen ausruhen im Grabe, und dass ihre guten Werke ihnen folgen. Das Gebet allein vermag uns die unschätzbare Gabe des Treuseins zu verleihen. Es scheint mir, dass wir in unseren Gebeten gewöhnlich viel zu selbstisch sind. Wir beten hauptsächlich für uns selbst; aber für unsere Brüder beten wir nur so im Allgemeinen. Wenn ich zu mir sage: ich soll für meine Brüder mit derselben Inbrunst beten wie für mich selbst, ich soll dieselbe Gnade, dieselbe Kraft und denselben Muth für sie erflehen, den ich für mich selbst begehre; so scheint mir eine solche Zumuthung sonderbar, zumal, wenn ich dabei einen bestimmten Bruder im Auge habe und fühle, dass ich sagen sollte: o Herr, verleihe ihm dieselben Segnungen, wie mir; sorge für ihn so reichlich wie für mich; und obschon er ein geförderterer Christ und ein nützlicheres

Digitized by Google

Werkzeug in deinem Weinberge ist, als ich, so verleihe ihm doch noch immer mehr und lass ihn noch höher kommen. Wenn derartige Betrachtungen in meinem Geiste aufsteigen, so bin ich geneigt an ihrer Richtigkeit zu zweifeln, so stark ist die eingeborne Selbstsucht meines Herzens. Gewiss ist es wahr, dass wir zuvörderst und ganz besonders auf uns selbst bedacht sein sollen, weil wir uns am nächsten stehen und am leichtesten einen Einfluss auf unser Herz ausüben können. Wenn wir dies aber thun, so sollten wir desshalb nicht von dem selbstischen Verlangen getrieben sein, vor Anderen uns auszuzeichnen und über sie gestellt zu werden, sondern vielmehr von dem Verlangen, die Ehre des Herrn zu fördern und zu der Wohlfart des ganzen Leibes beizutragen, indem wir starke, gesunde und brauchbare Glieder desselben werden. Wir sollten dem Ganzen untergeordnet sein und nicht herrschen, sondern dienen. Wenn Alle dies thäten, dann würde die Kirche zu der vollen Mannesstatur Christi heranwachsen. Aber ach! wie weit bleiben wir hierin zurück! Gott sei Dank, dass wir mit einem Haupte verbunden sind, welches ganz und gar tüchtig ist, alle Mängel des zu ihm gehörenden Leibes zuzudecken.

„Letzten Freitag ging ich zu Herrn Guers und bat ihn, mich zur Aufnahme in die Kirche vorzuschlagen. Der Ordnung der Kirche gemäss, darf ich hoffen, in ungefähr drei Wochen in dieselbe aufgenommen zu werden. Ich bin überzeugt, Du wirst diesen Schritt nicht missbilligen. Letzten Sonntag nahm ich im Bourg-de-four am Abendmahl Theil. [5]) Vor Austheilung desselben wurden die Brüder, wie üblich, aufgefordert, einige Worte der Lehre oder Ermahnung zur Erbauung der Kirche zu sprechen. Nur Wenige erhoben sich, was dem letzten Redner Veranlassung gab, ihre Lauigkeit zu beklagen; denn, sagte er, hätten wir mehr Leben, so würden wir grössere Freudigkeit in uns fühlen, von der Gnade Gottes Zeugniss zu geben und einander zum Wandel in seinen Wegen zu ermuntern. Sicherlich hatte dieser Bruder Recht; denn wess das Herz voll ist, dess geht der Mund über, und wie es eine Zeit zum Schweigen gibt, so gibt es auch eine Zeit zum Reden.

„Unsere Vorlesungen wurden am Montag Morgen um 7 Uhr durch eine gemeinschaftliche Gebetstunde eröffnet, an welcher alle Professoren Theil nahmen. Nachdem Herr Galland ein Capitel aus der Bibel verlesen hatte, sprachen die Professoren, der Reihe nach, ein Gebet, und nach ihnen Einer aus unserer Mitte. Der Segen Gottes in dieser feierlichen Stunde war uns fühlbar nahe. Hierauf reichten wir Alle einander herzlich die Hand und wünschten uns gegenseitig Glück zu dem neuen Studienjahre. Von den Vorlesungen selbst kann ich bis jetzt nicht viel sagen; Du sollst nächstens mehr davon hören, wenn ich mich ein wenig zurecht gefunden habe. . . .

„Möge der Herr immer bei uns bleiben und in Wirklichkeit „der Dritte in unserem Bunde“ sein. Die Zeit ist für immer vorbei, wo wir auf Deinem Zimmer zusammen sassen, Du in einer Ecke des Sofa's, und ich in der andern, und Alles, was uns drückte, einander klagten. Doch lass uns gutes Muthes sein; vielleicht sind uns selbst noch bessere Zeiten aufgespart, als die vergangenen; und in jedem Falle werden wir einst das Angesicht des Herrn schauen, wenn wir ausharren in dem Kampfe bis ans Ende.“

Digitized by Google

Dieser Brief bedarf keines besondern Commentars; er spricht laut genug von den ernsten Gesinnungen, mit denen der junge Student an seine Fachwissenschaft herantrat; von der frommen Gemüthsrichtung seiner Lehrer, die sich nicht scheuten, mit dem guten Beispiele vollständiger Hingabe an den Herrn ihren Schülern voranzugehen; von der weisen und heilsamen Strenge der christlichen Gemeinschaft, in welche er bald darauf aufgenommen wurde. Die Studirenden in der theologischen Schule zu Genf hatten das grosse Vorrecht des unmittelbaren Umgangs mit ihren Professoren. Professor Merle versammelte die jungen Leute regelmässig, um mit ihnen, in freier Besprechung und, nach vorhergegangener Zutheilung besonderer Aufgaben, über einzelne Zweige des theologischen Studiums sich wissenschaftlich zu unterhalten. So gewann z. B. von Rodt durch eine Abhandlung über die Donatisten, auf welche er vielen Fleiss verwandt hatte, und durch die daran geknüpften Erläuterungen Merle's, erwünschte Belehrung über die, von ihnen ausgegangenen, Bewegungen in der christlichen Kirche, welche, nach einem gewissen Gesetze der Naturnothwendigkeit, sich immer wiederholen müssen. Auch Professor Gaussen vereinigte die Studirenden alle 14 Tage zu einem Kränzchen in seinem Hause. Von Rodt besuchte diese Zusammenkünfte, in welchen einzelne Bücher der heil. Schrift erklärt wurden, sehr gerne und nicht ohne Nutzen. Auch Gegenstände von bedeutender Wichtigkeit in Beziehung auf die Lehre kamen hier zur Sprache. So z. B. wurde die Discussion über die Inspiration der heil. Schrift längere Zeit hindurch fortgeführt. Die Kirchengeschichte indessen blieb, neben einer gründlichen Forschung und täglichen Lectüre der Bibel in den Grundsprachen, von Rodt's Lieblingsstudium. Am 27. Febr. 1834. hielt er seine erste (französische) Predigt im Oratoire. Hierüber schrieb er seinem Freunde:

„Diesen Abend trat ich zum ersten Male als Verkündiger der göttlichen Wahrheit auf. Der Text, welchen Herr Merle für mich ausgewählt hatte, war das Gleichniss von den Pfunden. Du weisst, aus eigener Erfahrung, wie Einem bei solcher Gelegenheit zu Muthe ist; aber ich wusste, bei wem ich Kraft und Freudigkeit zu suchen hatte, um furchtlos sprechen zu können. Ich dachte: der Herr ist mein Schild, und unter dem Schutze dieses Schildes bot ich meinen Feinden, der Schüchternheit und Menschenfurcht, die Stirn. Mein theurer Freund, lass uns absehen von uns selbst; denn wir taugen zu nichts; lass uns durch Gebet alle unsere Kraft vom Herrn erlangen und stark sein in Ihm, für Ihn.“ . . .

Im Frühjahr 1835. ging seine Studienzeit zu Ende. Er hatte, in dem zweijährigen Cursus, viel gelernt und, was mehr als Das

Digitized by Google

sagen will, sein Glaube war gegründeter und fester geworden, seine Ueberzeugungen gestärkt, durch keine Neologie irgend eines Professors oder Systems erschüttert worden. Sein Freund Wenger sagt von ihm: „Er hatte einen natürlichen Abscheu vor Allem, was unklar, unbestimmt und verworren war und nahm desswegen nie eine Meinung blos auf Treue und Glauben an. Er prüfte Alles selber und gelangte, auf diesem Wege, oft zu Ansichten, die von denen seiner Lehrer und Mitstudirenden bedeutend abwichen. Das Wort Gottes allein war seine Glaubensregel und, als ein Protestant im wahren Sinne, nahm er das Recht in Anspruch, sich selbst davon zu überzeugen, was von der heil. Schrift festgesetzt sei, was nicht.“ Wiederholt erwachte in ihm der Wunsch, noch eine deutsche Universität, vielleicht Berlin, zu besuchen; allein eine unverkennbare Fügung Gottes leitete die Umstände zu einem andern Ziele.

Wir haben schon oben bemerkt, dass von Rodt bereits als Knabe die Idee aussprach, Missionar werden zu wollen. Auch in späteren Lebensjahren hatte ihn dieser Gedanke beschäftigt; die directe Anfrage indessen, welche der, 1834. aus China zurückkehrende, americanische Missionar Abeel, ein liebenswürdiger gebildeter Mann, an ihn richtete, ob er nicht gesonnen sein möchte, sich der Verkündigung des Heils in Christo unter den Heiden zu widmen, fand bei ihm keinen Anklang. Er erkannte diesen Ruf nicht als vom Herrn der Kirche kommend und lehnte ihn desshalb ab. Es bedurfte einer besondern inneren Glaubensstellung zu dem so grossen Werke, und diese scheint von Rodt damals noch nicht eigen gewesen zu sein. Möglich ist es indessen, dass jene Aufforderung Abeel's ihm den fernliegenden Plan näher rückte, bis eine bestimmte Veranlassung ihn zum Missionsdienste innerlich willig und bereit machte. Die Gelegenheit, seinen Entschluss ins Leben zu rufen, liess dann auch nicht auf sich warten.

Ueber diese merkwürdige Umstimmung zu Gunsten eines ungewöhnlichen Lebensplanes enthält der Beginn seines Tagebuchs folgende Stelle:

„Es war an einem Sonntag Nachmittag, im Frühjahr 1835., als einer meiner Mitstudirenden zu mir kam und mich fragte, ob ich nicht daran dächte, mich dem Missionswerke zu weihen; zugleich ermahnte er mich, die Sache vor dem Herrn zu überlegen. Ich hatte zwar schon lange meine Gedanken hie und da auf einen solchen Wirkungskreis gerichtet; allein es war mir dabei nie rechter Ernst gewesen. Jene Ermahnung drang diesmal tief in mich ein, und ich fing an, den Herrn inbrünstig und viel häufiger als je zuvor zu bitten, er wolle mir zeigen, ob es sein Wille sei,

Digitized by Google

dass ich unter den Heiden wirke. Es wurde mir zugleich die Gnade verliehen, mich völlig meinem Herrn hinzugeben und meinen eigenen Willen für nichts zu achten, falls er Gottes Planen zuwider wäre. Da wurde in mir der Wunsch immer heftiger, Prediger unter den Heiden zu sein, so dass ich ihn meinem Vater in einem Briefe bekannt machte."

Dieser Brief enthält, unter Anderem, folgende Stelle:

„Sich der Verkündigung der Wahrheit unter den Heiden zu weihen, ist zwar ein grosser Entschluss; allein ist er unvernünftig, oder herabwürdigend? Verdanken wir nicht Alle, nächst der Gnade Gottes, solchen Männern, die vor etwa zehn Jahrhunderten in unser Land kamen, den unschätzbaren Vortheil, dass der Leuchter des Evangeliums unter uns brennt? Was also sollte ein Christ dagegen einzuwenden haben, dass ein junger Geistlicher, der Wahrheit, die er empfangen hat, eingedenk und von Liebe zu seinen Mitmenschen gedrungen, sein Vaterland verlässt, um ihnen, die dergleichen Gnade noch nicht theilhaftig geworden sind, dieselbe zu verkünden? Sagen Sie vielleicht, dass ich im eigenen Lande genug zu thun hätte? Vielleicht; doch scheint mir, unter uns sei das Evangelium reichlich vorhanden, es seien auch viele Arbeiter da, so dass man gar gut einen entbehren könne, besonders, da es sich um das Wohl von Vielen handelt.... Ueberhaupt scheint es mir, wenn Jemand noch seinen eigenen Glauben hochschätzt, so sollte er sich herzlich freuen, wenn er einen seiner Mitchristen verreisen sieht, um den gleichen Glauben auch Andern zu verkündigen... Sollte ich wirklich erkennen, und mit Klarheit erkennen, dass ich zu jenem hohen Berufe bestimmt sei, so würde ich wohl besser thun, Berlin bei Seite zu lassen, und es vorziehen, nach Bern zu kommen und dort noch ein oder zwei Jahre zu verweilen, um mir die zu meinem Amte nöthigen Kenntnisse, z. B. in der Arzneikunde, zu erwerben und unterdessen mich umzusehen, wie die ganze Sache einzurichten sei. Doch, wie gesagt, der Herr offenbare uns seinen Willen; und er wird es thun."

„Unterdessen betreibe ich immer meine Studien und hoffe sie bald vollendet zu haben. Ich sehe gar nicht mit Reue auf die hier in Genf zugebrachte Zeit zurück. Ich bin mit dem Herrn hieher gekommen, und er hat mich, während der ganzen Zeit meines hiesigen Aufenthaltes gesegnet, so dass ich hoffe, viel Gutes gelernt und manche köstliche Erfahrung gemacht zu haben."

Mit klopfendem Herzen trug von Rodt den Brief zur Post; täglich bat er den Herrn zu wiederholten Malen um Erleuchtung und Bewahrung vor Irrthum; endlich erschien die Antwort: sie missbilligte den Entschluss nicht, enthielt aber mehrere Bedenken und rieth zu reiflicher Ueberlegung. An dem nämlichen Tage, an welchem dieser Brief in von Rodt's Hände kam, langte in Genf Missionar Groves aus Bengalen an, um Missionare zu suchen. [6]) Dieser edle Mann war früher Arzt gewesen und hatte aus seinen Einkünften jährlich 500 Pfund Sterling für die Mission unter den Heiden erübrigt. Bald indessen fragte er sich ernstlich, ob er nicht, anstatt nur Geld hinzugeben, sich selber,

Digitized by Google

mit Allem, was er habe, dem grossen Werke der Heidenbekehrung widmen solle. Er bot daher seine unentgeltlichen Dienste einer Missionsgesellschaft an, in deren Auftrag er im Oriente, besonders in Bagdad, thätig war, wo seine Gattin und sein einziges Kind von der Pest dahingerafft wurden, während er den Kranken und Sterbenden Hilfe und Trost brachte. Später hatte er seine Station in Calcutta und war in der Absicht nach Europa gereist, um Missionare zu suchen, die, durch ihn unterhalten, das Evangelium unter den Hindus verkündigen sollten. Groves kam nun zu von Rodt, entwickelte ihm seine Grundsätze und gewann ihn bald für das grosse Werk. Ein Brief setzte den Vater von den Absichten des Sohnes in Kenntniss, der, wenige Tage darauf, mit Groves nach Bern ging, um die Einwilligung des Vaters persönlich einzuholen. Sein Tagebuch enthält hierüber und über die nächsten Erlebnisse folgende Zeilen:

„Als Herr Groves von Genf wieder abreisen wollte, bat er mich, ihn bis Bern zu begleiten, damit ich selbst mit meinem Vater sprechen könne. In Bern angelangt, ging ich gleich zu meinem Vater und trug ihm noch einmal meinen Wunsch vor. Er gab mir seine Einwilligung. Bald nachher ging ich zu Herrn Groves, um ihm den Entscheid mitzutheilen. Allein, als ich im Gasthof in sein Zimmer trat, konnte ich kein Wort hervorbringen, setzte mich vor ihn auf einen Stuhl, fing an zu weinen und weinte lange. Endlich konnte ich mit Mühe die Worte stammeln: „Er gab mir seine Einwilligung, aber es ging ihm nahe.“ Den ganzen Tag über hatte ich noch mit Thränen zu kämpfen.

„Am folgenden Mittag reiste Groves nach Basel ab, und ich nach Genf zurück. Nachdem ich dort mein Examen gemacht hatte, ging ich wieder nach Bern und bereitete mich dort auf mein grosses Juliexamen vor. Merkwürdig ist es, dass ich, während dieser Zeit und auch später, nie, weder von Christen, noch von Weltleuten, irgend einen Vorwurf, meines Entschlusses wegen, vernommen habe. Als ich nach Verlauf jener Zeit wieder nach Genf ging, herbergte ich bei der, meinem Herzen recht theuern, Familie Wolff. Die Examen liefen ziemlich gut ab.[7]) Meine Einweihung zum Werke des Herrn fand am 23. Heumonat (Juli) in dem Versammlungssaal der Gemeine (in Bourg-de-four) Statt. Die Herren Guers, Empeytaz, Lhuilier, Fr. Olivier, C. Rochat und mein Bruder vollzogen die Handauflegung an mir. Ich war dabei nicht in einem ausserordentlichen Gemüthszustande, nicht mit ausserordentlicher Freude und grossem Muthe erfüllt, wohl aber gelassen, zufrieden und froh. Mein Bruder sass während der Versammlung neben mir. Seine Thränen entlockten auch meinen Augen welche, und als Herr Empeytaz von der Tante Julie redete und von den Gebeten, die sie in unserer Kindheit für uns dargebracht, konnte ich mich des Weinens nicht enthalten. O, es ist ein grosser Trost, von der Gemeinschaft und den Gebeten der Gläubigen begleitet und unterstützt, in die fremde weite Welt zu ziehen.“

Digitized by Google

Herr Groves hatte es übernommen, für den Unterhalt unseres lieben Missionars zu sorgen; damit er jedoch niemals gehindert wäre, sich, nach seinen Ueberzeugungen, frei zu bewegen, und damit seine Arbeit nicht als von einem Menschen abhängig erschiene, wurde bestimmt, dass er sich, als von den vereinigten dissidirenden Gemeinen der Schweiz ausgesandt, anzusehen habe, worüber ihm von den Predigern, die ihn eingeweiht hatten, ein eigenes Document überreicht wurde. In diesem heisst es:

„Wir, die unterzeichneten Pastoren, erklären hiermit, dass wir, am 23. Juli 1835. und in Gegenwart der Gemeine Gottes, welche im Bourg-de-four zu Genf sich versammelt, in Uebereinstimmung mit der Anordnung des Herrn, durch Handauflegung und mit Gebet zu seinem Dienste eingeweiht haben unsern geliebten Rudolf von Rodt u. s. f., welcher von dem Comité der zur Evangelisation verbundenen Gemeinen in Genf, im Wadtlande, Neuchâtel, Bern und Basel in der Schweiz, als Prediger des Evangeliums, nach Indien ausgesandt wurde." . . . .

Ich bedauere sehr, dass der Raum mir nicht gestattet, von den Ansprachen jener würdigen Pastoren wenigstens diejenige des demüthigen C. Rochat hier mitzutheilen, welcher auch die feierliche Handlung mit einem inbrünstigen Gebete schloss.

So war denn von Rodt's nächste Zukunft bestimmt. Am 29. Juli trat er seine grosse Reise über Basel, Strassburg, Bonn, (wo er mit den Professoren Nitzsch und Sack bekannt wurde), und Rotterdam nach London an. Hier verweilte er nur drei Tage.

„Ich sah mich in London ein wenig um," schreibt er, „fand mich aber von seinem Anblicke nicht sehr befriedigt; denn alles Irdische, wie schön und ausserordentlich es sein mag, trägt den Stempel der Eitelkeit und Nichtigkeit an sich und vermag nicht im geringsten die Seele zu befriedigen. Wir dürfen uns über die Schönheiten der Natur freuen und die Meisterstücke der Kunst bewundern, wenn sie uns in den Weg kommen, gerade wie ein Wanderer, der himmelwärts eilt, sich niederbückt, um eine Blume zu pflücken, die an seinem Wege wächst. Ich halte es jedoch nicht für recht, viel Zeit damit zu verderben oder weite Reisen zu machen, um solche Dinge aufzusuchen."

Im Hause des hochverdienten, würdigen Predigers Georg Müller in Bristol, des Mannes des Gebetes, verweilte von Rodt die zweite Hälfte des Monats August. Hier traf er auch seinen künftigen Gefährten F. Gros. Den Ernst seiner Gesinnung mögen folgende Stellen aus seinem Tagebuche bezeugen:

„Bristol den 26. Aug. Der Herr allein ist heilig, und ich bin unheilig und sündig. Welch ein Genuss ist's nicht für unsere Natur, eitle Gedanken zu nähren, Phantasiebilder zu malen, sich in die Zukunft zu versetzen, da als recht treue Diener Christi viel Herrliches auszurichten, und — die Gegenwart zu versäumen. Die Zeit, in welcher wir so uns

Digitized by Google

selber schmeicheln, ist nicht nur verloren, sondern auch schlecht angewandt. Wie viel besser wäre es, mehr an des Herrn Liebe, Gnade, Grösse und Weisheit zu denken, und mehr die Bibel und die biblischen Wahrheiten im Sinne zu haben."

„Den 28. Aug. So eben las ich die Stelle: „„Ich bitte . . ., dass auch sie in uns Eins seien, auf dass die Welt glaube, du habest mich gesandt."" Joh. 17, 20. 21. Woran soll die Welt die göttliche Sendung Jesu erkennen? An der Einheit seiner Jünger. Es ist hier nicht die Rede von Täufern und Kindertäufern, von Millennariern und Antimillennariern, von Secten und Meinungen ohne Ende, von Kirchen und Confessionen und Constitutionen; sondern unser Heiland will, dass Alle, die an Ihn glauben, Eins seien. Und, Gott Lob! in Ihm sind wir Eins: es gibt nur Eine heilige, allgemeine christliche Kirche. Allein wir sollen auch unter einander Eins sein. Die gegenseitige, innige Liebe soll alle Christen verbinden. Diese Liebe ist der Wahrheit nicht nur nicht hinderlich, sondern sie fördert dieselbe; denn wo Liebe ist, da ist ein Streben nach Einheit in Erkenntniss der Wahrheit. Die Liebe macht das Herz einerseits geneigt zum Lehren und Ermahnen, und andererseits willig, Lehre und Ermahnung anzunehmen. Lasst uns also streben nach Einheit in der Liebe, zur bessern Erkenntniss der Wahrheit und zum künftigen Zeugniss vor der Welt."

„Den 30. Aug. Gestern Morgen kam Herr Groves mit seiner Gattin endlich hier in Bristol an, und ich war froh, sein liebes, freundliches Angesicht wieder zu sehen. Einige Vorurtheile, die ich gegen seine Ansichten gehegt hatte, sind so ziemlich verschwunden. Uebrigens werde ich ganz unabhängig von ihm bleiben, und er sagte mir noch heute ausdrücklich, dass ich, wenn man mich frage, wer mich ausgesandt habe, nicht von ihm reden, sondern erklären solle, ich sei von den Gemeinen der Schweiz ausgesandt. Gestern Abend langte auch der geliebte Bruder F. Gros hier an. So Gott will, werden wir Anfangs Weinmonat (October) von Liverpool abreisen und Herrn Mac Callum zum Reisegefährten haben. Wahrscheinlich werde ich mich nach Sunamuky begeben und mich dort niederlassen. Was Gros thun wird, weiss ich noch nicht. O, wäre es des Herrn Wille, dass ich einst Wenger bei mir in Indien sähe![8]) Doch Er weiss, was gut ist, und Er sorgt für uns. Möchte ich doch nicht immer nach Menschen mich sehnen, sondern nach dem lebendigen Gott. Er besitzt alles Gute und Liebenswürdige, was ich von den Menschen erwarten kann."

In den ersten Tagen Septembers reiste von Rodt mit Fr. Gros nach Wolverhampton oder vielmehr nach einem in der Nähe dieses Ortes gelegenen Landsitze Hilton Park, wohin sie von einer lieben Christin, die früher Mitglied der Genfer Gemeine gewesen war, eingeladen waren. Selbst diese kurze Zeit ländlicher Ruhe benutzte von Rodt zur Erlernung des Englischen und Bengalischen, mit dem er sich fortan täglich beschäftigte. Der bevorstehenden Seereise sah er mit Freude und Verlangen entgegen.

Digitized by Google

„Ich freue mich," schreibt er (Hilton Park den 12. Septbr. 1835.), „bald auf dem Meere zu sein, und sehe mich schon in Gedanken auf dem Verdecke meine Bibel lesen, oder in meiner kleinen Cajüte einen Brief schreiben, oder das Bengalische studiren. So Gott will, werde ich nächstes Frühjahr in Indien sein. Ich bin oft geneigt, meiner Thätigkeit in jenen Ländern mit Besorgniss entgegen zu sehen. Ich denke an das Klima, an die Schwierigkeiten der Sprache, an meine Schüchternheit, an den Widerstand der Engländer und der Eingeborenen, und fühle mich dann gedrungen, den Herrn zu bitten, dass er mich ganz nach seinem Willen leite. Bis heute hat er es gethan, und ich bereue keinen einzigen meiner Schritte; ich glaube, es sei Alles gut gewesen, und diese Ueberzeugung mehrt mein Vertrauen auf Gott für die Zukunft. Er ist mit mir gewesen und hat mich als sein liebes Kind behandelt, während der ganzen Zeit meiner Vorbereitung zu seinem Dienste; wie könnte er denn jetzt mich verlassen, wo ich in seinen Dienst trete, als ein Arbeiter, der die von ihm empfangenen Gaben anzuwenden wünscht? Nein, ich vertraue auf die Güte und Treue Gottes; er wird mich nicht verlassen. Er gebe mir auch ein völliges Misstrauen in mich selber, in meine Weisheit und meine Kraft, damit ich als ein solcher lebe, der alle Weisheit, allen Muth und alle Tüchtigkeit zu seinem Dienste jeden Augenblick von ihm empfangen muss. Ich wünsche, ganz von ihm abhängig zu sein, ihn zur einzigen Stütze, zum einzigen Freunde, zum einzigen Trost zu haben; denn Menschenarm ist nur Eitelkeit. Aber ich bin noch weit entfernt, diesen Wunsch verwirklicht zu sehen; ich bin noch weit davon entfernt, das erste und grosse Gebot zu erfüllen und Gott mit allen Kräften, ihn mehr als alles Andere zu lieben. Die Zukunft meines Heilandes erfreut mich weniger, als der Besuch eines Schweizerfreundes in Indien mich erfreuen würde; wenigstens beschäftigt der letztere Gedanke mich öfter als der erste. Oft denke ich an die grosse, ja unaussprechliche Freude, auf indischem Boden einen geliebten Schweizerbruder zu umarmen, ihn in meine Wohnung zu führen, ihm bei Erlernung der Sprache behilflich zu sein u. s. f., und seltner und mit weniger Antheil — ich darf es fast nicht sagen — seltner denke ich an die unendliche Freude der Kinder Gottes, wenn sie in den Wolken des Himmels werden kommen sehen Denjenigen, der sie vor Gründung der Welt geliebt hat. Ich glaube, mein Christenthum ist noch viel zu irdisch. Die Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit nimmt zu wenig Raum ein in meinem Herzen. Der Herr wird mich noch lehren müssen, geistiger zu sein. O, wie gross ist unser Elend! Welche Freude haben wir, uns eine Stunde oder mehrere mit einem vertrauten Freunde zu unterhalten, und mit welcher Lauigkeit unterhalten wir uns mit Dem, der, aus Liebe zu uns, den Kreuzestod gelitten hat? Es ist uns auch angenehm, uns lange mit unserm Freunde zu unterhalten. Ist es uns auch angenehm, uns lange mit Gott zu unterhalten? Eine andere Sache, nach welcher der Christ streben soll, ist, dass sein Gottesdienst ununterbrochen sei, dass er bei Allem, was er thut, Gott zu gefallen trachte, und dass er nichts thue, ohne diesen Zweck vor Augen zu haben. Was man gewöhnlich Gottesdienst nennt, ist eigentlich nichts Anderes, als eine geistige Ruhe, die dem inneren Menschen die nöthige Kraft und das Leben

Digitized by Google

geben soll, nicht um unthätig dem Fleische zu leben, sondern um das Fleisch zu kreuzigen und den Willen Gottes zu thun. Alles ist Eitelkeit; die Freundschaft selber ist Eitelkeit. Man muss seine Freunde besitzen, als besässe man sie nicht. Ich achte Alles gering, wenn ich nur allezeit muthig und treu arbeiten kann, bis mein Meister mir Urlaub gibt und mich zu sich nimmt, um seine Freundschaft zu geniessen, die nicht eitel ist." . . .

In einem anderen Briefe aus Liverpool (den 30. Septbr.) nimmt er Abschied von seinen Brüdern in der Schweiz. In diesem trefflichen Ergusse eines ernsten, gläubigen Gemüthes heisst es unter Anderem:

„Ich hange nur noch durch die Erinnerung an meiner Schweiz, meiner Vaterstadt, meiner Familie, meinen Jugendfreunden, meinen Studiengenossen, und habe vielleicht Alles auf immer verlassen. Es ist dies ein trauriger Gedanke, wenn man menschlich urtheilt; aber Alles ist schön und gut, hinter mir und vor mir, wenn ich die Dinge geistig beurtheile. Unglück und Leiden haben ihren Ursprung meistens in unserer Anhänglichkeit an die Erde. Die Freunde, von denen ich getrennt bin, waren nur Freunde der zweiten Klasse. Wenn wir nicht nur glücklich, sondern auch gerecht, heilig, treu und stark sein wollen, so müssen wir uns von der Erde losreissen. Wie werden wir uns aber von ihr losreissen? Wird es durch eigene Anstrengung geschehen, indem wir sie verachten und unsere Herzen verhärten? Nein, nein! Zuerst muss man Christum lieben: dann wird man die Welt hassen; zuerst sich mit Gott verbinden: dann wird man die Dinge dieser Welt verlassen können; denn, sobald man Christum, die Vortrefflichkeit seiner Gnade und den Glanz seiner Majestät, kennen lernt, so erkennt man leicht die Kleinheit und Eitelkeit alles Dessen, was nicht Er ist, oder was nicht zu Ihm führt.

„Doch, ich habe genug von Dingen gesagt, die ich noch so wenig kenne. Ich muss von der Höhe dieser Dinge herabsteigen, um mich mit menschlichen Geschäften zu befassen, die jedoch für das christliche Auge, beleuchtet durch die Strahlen, die vom Himmel herabfallen, geheiligt werden." . . .

Nachdem die drei Freunde von Herrn Groves, der ihnen später nachfolgte, Abschied genommen, gingen sie, am 17. Octbr., an Bord der Brigg, die sie nach Bengalen führen sollte. Das Schiff war ein schlechter Segler, so dass sie fast sechs Monate zur Ueberfahrt nöthig hatten. Ausserdem hatten die Missionare, besonders Fr. Gros, wegen ihres Eifers um das sittenlose, dem Trunk ergebene Schiffsvolk, von dem gottlosen Capitain, welcher nach und nach sich in seiner wahren Gestalt zeigte, viel zu leiden. Von Rodt verwandte seine Zeit auf das Studium des Bengalischen, auf eine sorgfältige Lectüre der heiligen Schrift — er arbeitete unter Anderm auf der Seereise Tholuck's Commentar über den Römerbrief durch — und auf religiöse Gespräche mit

Digitized by Google

den Matrosen und einer portugiesischen Frau, welcher er, weil sie selbst nicht lesen konnte, aus der Bibel regelmässig vorlas und ihr dieselbe erklärte. Das Studium des Bengalischen bildete indessen seine Hauptbeschäftigung. Sein Tagebuch enthält hierüber interessante Mittheilungen, die wir leider übergehen müssen. Nur ein Auszug möge hier stehen:

„Den 13. Christmonat (Decbr.). Eine einförmige, glückliche Woche. Ein frischer Wind und ein oft umwölkter Himmel kühlten das Wetter und machten es angenehm. Unsere Beschäftigungen sind immer ungefähr die nämlichen. Mein einziges Leiden ist gegenwärtig eine grosse Furchtsamkeit und Menschenscheu. — Ich armer Mann, was soll aus mir werden? Möchte doch der Herr bald Hand ans Werk legen und mir den Geist der Kraft und christlichen Kühnheit verleihen! Ich unterhalte mich öfter mit Gros und bin oft verschiedener Meinung. Unsere Charactere sind sehr verschieden. Er ist warm, äusserst gefühlvoll und muss Alles sagen, was er auf dem Herzen hat; ich bin eiskalt, nicht gefühllos; aber gegen Solche, die nicht völlig nach meinem Herzen sind, verschlossen. Gros ist unruhig, schnell, und oft nur zu voreilig, um von dem Evangelium zu reden; ich bin scheu, langsam und allzu bedächtig. Gros glaubt Alles; ich zweifle an Vielem. Doch der Herr hat uns vereinigt, und so lange es Sein Wille ist, wollen wir zusammen bleiben."

Endlich schlug die heiss ersehnte Stunde der Landung; am 11. April 1836. betraten die Freunde den indischen Boden und erreichten bald, in einem Palankine, bei ungeheurer Hitze, das Haus des Herrn Pearce, der sie brüderlich und gastlich empfing und beherbergte, bis, ein Paar Tage später, der liebe Missionar Lacroix, ein geborner Neuenburger, sie bei sich aufnahm. Anfangs Mai besuchten sie mehrere Hindu-Schulen auf dem Lande, die ihnen recht gut gefielen.

„Die Hinduknaben," sagt das Tagebuch, „fassen schnell auf, sind verständig und besitzen diese Eigenschaften vielleicht in höherem Grade, als die Knaben in unserem Lande; allein, wenn sie das Jünglingsalter erreicht haben, stehen sie plötzlich still und lernen nichts mehr. Von der, unseren Kindern so eigenen, Schüchternheit, in Gegenwart fremder Leute, wissen sie nichts; sie sind unverschämt, oder wenigstens zudringlich. Vor einigen Tagen fragte ich einen etwa zehnjährigen Knaben, der schon seit einiger Zeit Unterricht in der christlichen Religion erhalten hatte, was er von den Götzen halte. Er antwortete mir mit ernster, altkluger Miene und funkelndem Auge: „Es gibt nur Einen Gott: das ist ein allgemein verbreiteter Glaube; allein es gibt viele Untergottheiten;" er nannte mir mehrere. Ich wandte mich sodann an einen neben ihm stehenden, vielleicht noch jüngeren, muhamedanischen Knaben und fragte ihn, was er dazu sage. Er erwiderte freudig, weil er wusste, dass mir seine Rede gefallen würde, und hob dabei bedeutungsvoll einen Finger auf: „Es ist nur Ein Gott." — Ich führe dies als ein Beispiel der frühen Entwickelung der

Digitized by Google

Knaben in diesem Lande an. — Es ist ein Gegenstand grosser Freude für mich, dass ich das Bengalische bereits bis zu einem gewissen Grade verstehe und es auch ein wenig sprechen kann."

Ende Mai begaben sich die beiden Schweizer Freunde nach Burdwan, wo sie von den lieben Weitbrechts[9]) herzlich aufgenommen wurden. Weitbrecht geleitete die Ankömmlinge, nach einigen Rasttagen, bis Sunamuky, das von Burdwan nicht weit entfernt ist, und führte sie in das für sie erbaute Haus. Das Tagebuch sagt, unterm 5. Brachmonat (Juni), hierüber weiter:

„Weitbrecht ist nach Bankora abgereist, und wir befinden uns ganz allein in unserem grossen Hause, wo noch in den meisten Zimmern weder Fenster, noch Thüren, sind. Ein leichter Südwind bläst über die weite, vor uns liegende, Ebene und kühlt die heisse Luft ein wenig. Alles ist still um uns her: man hört blos das Gezirp der Heuschrecken und das ferne Geschrei der Landbauer oder Viehhirten. Wir feiern den ersten Sonntag in Sunamuky. O, von Rodt! ziehe an die Rüstung Gottes, ergreife das zweischneidige Schwert des Wortes und stärke deinen Arm; richte auf deine Kniee, stehe fest und schaue muthig um dich her, als ein Mann. Wirf dich oft nieder vor deinem Herrn; denn er ist's, der in dir das Wollen und das Vollbringen wirkt, nach seinem Wohlgefallen."

Da stand er nun, der zwei und zwanzigjährige, junge Fremdling, mitten unter dem heidnischen Volke, für dessen Seelenheil er fortan sorgen zu dürfen hoffte! Neben ihm ein, an Bildung und Lebenstact weit unter ihm stehender, lieber Mann, der schon im Herbstmonat (September), anhaltender Kränklichkeit wegen, Sunamuky verliess und nach der Insel St. Moritz (bei Madagascar) ging, wo ihn ein frühzeitiger Tod ereilte.

„Nun bin ich allein," — schreibt von Rodt unterm 28. Herbstm. in sein Tagebuch — „ein schwacher, furchtsamer Jüngling, ohne Erfahrung, ohne Kraft des Characters, einsam in einem fremden Lande. Die einzige europäische Familie in meiner Nähe ist weltlich gesinnt und, in geistlicher Hinsicht, eher ein Fallstrick für mich. Der Herr, mein Gott, sollte nun mein einziger Freund sein, und er ist es; allein ich liebe ihn nicht recht. Wie kalt ist mein Herz! wie gering meine Frömmigkeit, mein Eifer!"

Eine Schule war bald angefangen; auch ein Nationalgehilfe, Joseph, traf bald ein, und es konnten nun die eigentlichen Missionsarbeiten begonnen werden. Unterm 16. Heumonat (Juli) enthält von Rodt's Tagebuch folgenden sinnigen Vergleich:

„Ein, bei den Hindus beliebter, Tanz besteht darin, dass die Tänzerin einige kleine Gefässe, eins über das andere, auf ihren Kopf setzt und dann mit ihren Händen und Füssen allerlei künstliche Bewegungen ausführt, doch so, dass sie immer mit grosser Sorgfalt auf die Gefässe auf ihrem Kopf Acht geben muss, damit sie nicht herunterfallen; denn in diesem Falle ist der Tanz misslungen. — Die heiligen Bücher der Hindus

Digitized by Google

vergleichen einen, in Gemeinschaft mit Gott lebenden, Menschen mit einem solchen Mädchen. Er lebt in dieser Welt, und Hände und Füsse vollbringen das ihnen vorgeschriebene Werk; allein sein Haupt ist immer unbeweglich und mit Dem beschäftigt, der ob ihm waltet. Solch ein Mann sollte auch ich sein; allein mir fallen nur gar zu oft die Gefässe vom Haupte, und ich vergesse meinen himmlischen Vater, ohne den ich doch nichts kann."

„Den 22. Wintermonat (November) heisst es: „Eines Abends hatte ich ein Gespräch auf dem Felde mit einem alten Landmann. Er sagte mir unter Anderm: „„ein Mann, der seine Seele Gott nicht hingebe, sei ein wesenloses Geschöpf."" Eine tiefe, philosophische Wahrheit!"

„Den 11. Wintermonat. Meine Tagesordnung ist gegenwärtig ungefähr folgende: Bei Sonnenaufgang stehe ich auf, lese in der heil. Schrift, theils allein, theils mit Joseph, frühstücke, und gehe dann, meistens mit ihm, in's Dorf, um zu predigen, oder in die Schule, um die Kinder zu prüfen. Wir kehren etwa um 9 Uhr heim, und ich lese in der bengalischen Bibel und später in der englischen. Nachher kommen die Kinder, um ihre englische Lection zu nehmen. Hierauf folgt das Mittagessen, ungefähr um 1 Uhr, und nachher bin ich mit dem Pundit (Sprachlehrer) beschäftigt bis gegen Abend, wenn die Hitze abnimmt, wo ich dann wieder mit meinem Begleiter ausgehe, um zu predigen. Der Abend ist dem gemeinschaftlichen Lesen mit Joseph und der Unterhaltung mit ihm, und meinem Privatgottesdienste gewidmet. Diese Tagesordnung ist natürlich häufigen Unterbrechungen ausgesetzt und, was noch viel schlimmer ist, mein tägliches Leben ist bei weitem nicht genug von Ernst und heiligem Eifer durchdrungen, wie mein grosses Werk es verlangt."

Die tiefe Einsamkeit drückte den jungen Missionar dann und wann; auch seine körperliche Gesundheit, welcher er nicht die, in jenen Himmelsstrichen erforderliche, Pflege angedeihen liess, war nicht ohne Schwankungen und nöthigte ihn bei den theuern Weitbrechts in Burdwan, wo er immer eine liebreiche Aufnahme fand, Beistand und Trost zu suchen. Sein Predigen blieb nicht ohne alle Einwirkung, wiewohl er häufig über Mangel an Aufmerksamkeit, oder noch öfter darüber klagt, dass die Heiden zwar zuhören, auch wohl disputiren, aber sehr selten das Bedürfniss fühlen, für das Heil ihrer Seele zu sorgen. Bei der grossen Nüchternheit seines Urtheils und der kindlichsten Demuth, die ihm eigen war, konnte von Rodt sich über Das, was er sah und hörte, nicht täuschen; wir werden unten ein sehr sprechendes Beispiel hiervon anführen. Gleichwohl war ihm Sunamuky in vieler Beziehung vom grössten Vortheile. In der Kenntniss des Bengalischen und im geläufigen Ausdrucke in dieser schwierigen Sprache machte er rasche Fortschritte, „da er oft Wochen lang kein weisses Gesicht sah und vom Morgen bis zum Abend bengalisch redete, las und schrieb." So erlangte er es sehr bald,

Digitized by Google

auf bengalisch verständlich predigen zu können und diese Sprache zuletzt geläufiger zu schreiben als seine Muttersprache oder das Französische.

Im Juni 1837. besuchte von Rodt Calcutta auf einige Zeit. Diese Reise war von grosser Wichtigkeit für ihn, weil durch dieselbe Verbindungen angeknüpft wurden, die ihn später nach Calcutta führten. In einem Briefe nach Europa (vom Juni) schreibt er von Calcutta aus:

„Für das Evangelium geschieht hier viel, aber lange noch nicht genug. Die Arbeiten der Missionare sind hier nicht sehr gesegnet, dem Anscheine nach; und das Feld, das sie bearbeiten, ist sehr hart. Jedoch findet sich hie und da ein junger Hindu, der Muth genug hat, seiner Kaste zu entsagen, d. i. von Vater, Mutter, Weib, Geschwistern und Allem, was ihm lieb ist, sich zu trennen, Verfolgungen und grausamer Behandlung sich auszusetzen und auf den Namen Christi sich taufen zu lassen. Doch bleiben nicht Alle ihrem Bekenntnisse bis ans Ende treu. Die heidnischen Vorurtheile nehmen aber in dieser Stadt von Jahr zu Jahr immer mehr ab. Viele Hindus haben ihre Religion ganz verleugnet, sind dadurch aber nicht besser geworden, da sie nun blos Deisten oder Atheisten sind; und daher, und weil sie Jesum nicht bekennen, haben sie auch weder Schmach, noch Verfolgung zu leiden. Kenntnisse und europäische Bildung nehmen sehr überhand. Viele Hindus reden sehr geläufig englisch. Wir müssen hoffen, dass der Geist des Herrn bald mächtig unter ihnen wirken werde."

Im September wurde von Rodt von einem Fieber ergriffen, das ihn nöthigte, sogleich nach Burdwan zu verreisen. Er war dem Tode nahe und sah ihm, wie er schreibt, „mit ziemlicher Freudigkeit" entgegen; dennoch gefiel es dem Herrn, ihn nach und nach wieder herzustellen und seinen „äusserst schwachen und entnervten Leib" wieder zu stärken. Die theueren Weitbrechts bewiesen ihm auch in dieser schweren Lage die treuste Liebe; bis zum 18. October blieb er in ihrem Hause. In dieser Zeit ernsten Nachdenkens über Vergangenheit und Zukunft scheint der Plan, nach Calcutta überzusiedeln und mit der Londoner Missionsgesellschaft in Verbindung zu treten, in ihm reif geworden zu sein. Der folgende, in Wenger's Memoir mitgetheilte, Brief gibt einige Aufschlüsse hierüber:

„Sunamuky den 26. Wintermonat (November) 1837. Es ist nun schon mehr als ein Jahr, dass ich unter den Heiden das Evangelium verkündige, habe aber bis auf diese Stunde nicht die geringste Frucht meiner Arbeit gesehen. Ich verwundre mich nicht darüber; denn ohne die besondere Gnade und wunderbare Einwirkung Gottes kann auch nicht Eine Seele gerührt und zum Glauben an Christus gebracht werden. Jedesmal, wenn ich den armen Heiden von unserm Heilande rede, fühle ich tief die Schwachheit meiner Predigt und die Unzulänglichkeit meiner Beweise. Meine

Digitized by Google

Person, als Europäer und als mit den Herrschern des Landes eng verbunden, zwingt freilich die Eingebornen, mir mit Ehrerbietung zu begegnen; allein nach ihren Religionsbegriffen bin ich doch ein verächtlicher Mann, ohne Kaste, ohne wahre Religion, ein Kuh- und Schweinefleischesser, ein Mletschtscha,[10]) d. i. ein Unreiner. Auch sagten sie mir einmal: „„Aus deinem Munde religiöse Gespräche anzuhören, ist uns Sünde.““ — So wie meine Person, hat auch meine Predigt nichts Anziehendes für sie. Ich rede ihnen von Demjenigen, der in schwacher Menschengestalt erschien und durch heiligen Wandel, stilles Wirken und göttliche Lehre als unser Erlöser sich erwies. Aber wie kann ein solcher Mann ihren fleischlichen Herzen, ihren falschen Religionsbegriffen und ihrer verderbten Einbildungskraft gefallen. Ihr Gott Krischna gefällt ihnen besser. Er ist mit herrlichen Kleinodien und kostbaren Kleidern geschmückt, und mit vier Armen versehen. Mit einem einzigen Finger trägt er einen ungeheuren Berg und hat unzählige Riesen erschlagen. Er nimmt allerlei Gestalten an. Um seine Zwecke zu erreichen, erlaubt er sich Lügen und Betrug. Er ist ein Ehebrecher und lebt mit 16,000 Mädchen. Sein blosser Name befreit von unendlich vielen Sünden und öffnet den Himmel. Dies ist ihr Erlöser, den sie leidenschaftlich lieben. — Dessenungeachtet dürfen wir nicht müde werden. Gott hat sich bereits Zeit und Stunde ersehen, wo er über dieses unglückliche Land die Sonne der Gerechtigkeit wird aufgehen lassen.

„Nur wenn ich auf mich selber sehe, will mir zuweilen der Muth entgehen. Ich liebe selber den Herrn so wenig; wie kann ich verlangen, dass Andere ihn lieben? Ich bin so kalt im Dienste meines Herrn, so leichtsinnig in der Erfüllung meines Amtes; wie ist es möglich, dass er meine Arbeit segne. Solche Gefühle meiner Schuld und Untüchtigkeit, verbunden mit dem Gedanken an die völlige Fruchtlosigkeit meiner Arbeit, drückten mich in diesem Jahre oft sehr darnieder, und meine gänzliche Einsamkeit machte meine Lage noch hoffnungsloser. Auch war ich nicht zufrieden mit meinem Arbeitsfelde, da ich oft ausging, um Leute aufzusuchen und keine fand, die mich anhören wollten. Ich denke daher schon seit mehreren Monaten daran, diesen Ort zu verlassen und an einen andern, der mit mehr Arbeit auch christliche Gesellschaft verbände, mich zu begeben, und trug dem Herrn diese Angelegenheit häufig im Gebete vor.

„Während des verflossenen Sommers war ich mehrmals unpässlich und wurde im September von einem heftigen Fieber befallen, das mich nöthigte, wegen ärztlicher Hülfe, nach Burdwan zu reisen, wo ich vier Wochen krank war. Während dieser Zeit erhielt ich eine Einladung von Missionar Lacroix, mich nach Calcutta zu begeben, um dort mit ihm vereint zu arbeiten. Ich antwortete ihm, ich wolle die Sache noch bis zu Ende des Jahres überlegen. Nun ist sie aber so gut wie ausgemacht. Ich verreise, so der Herr will, im Jänner 1838. nach Calcutta, wo mir im Hause meines lieben Freundes einige Zimmer eingeräumt werden, so dass ich dann beständig die Gesellschaft eines älteren Bruders geniessen kann und zugleich einen viel grösseren Wirkungskreis bekomme.

— — — „Ich werde in Zukunft nicht mehr so häufig schreiben. Viel Briefschreiben würde mir nur eine gewisse falsche Berühmtheit erwerben,

Digitized by Google

die ich mir gar nicht wünsche. Stille und beharrliche Arbeit im Herrn ist viel besser.

„So Gott will, werde ich in wenigen Tagen mit Weitbrecht von Burdwan eine Missionsreise machen, nach deren Beendigung, wenn kein Hinderniss eintritt, ich in Calcutta einzutreffen gedenke."

Die Trennung von Sunamuky wurde von Rodt nicht schwer.

„Der 17. Januar 1838.," schreibt er in seinem Tagebuche, „war der Tag meiner Abreise von Sunamuky. Ich verliess es früh Morgens, bei Mondschein, auf dem Rücken von Herrn E.'s Elephanten. Der Kälte wegen hüllte ich mich ganz in einen grossen Teppich ein, und als ich zum letzten Male durch das Dorf zog, blickte ich mit Stillschweigen von meinem hohen Sitze auf die Hüttenreihen zu beiden Seiten hinunter. Kein Gefühl der Wehmuth, keine Reue stieg in mir auf; ich verliess keinen Freund, keinen Bruder, keine mir zugethanene, keine das Wort Gottes liebende Seele. Mehr als ein Jahr lang hatte ich das Dorf unzählige Male besucht, kannte alle Häuser und Winkel in demselben, alle Leute, vom grössten bis zum kleinsten, kannten mich, und dennoch blieb es mir ein fremdes, ich möchte fast sagen, von Feinden bewohntes. Das Evangelium und den Namen Jesu haben sie oft gehört, aber nicht zu Herzen genommen; sie haben nur darüber gespottet. Doch der Herr allein kennt die Herzen; ihm übergebe ich alle jene Seelen: ist es sein guter Wille, so kann, selbst nach langer Zeit, der ausgestreute Same in den Herzen Wurzel schlagen und aufschiessen. Was mich selbst anbetrifft, so war mein Aufenthalt in dem einsamen Sunamuky eine segensreiche, trübsals- und anfechtungsvolle Zeit."

Seine Gefühle, beim ersten Eintritt in den neuen Wirkungskreis zu Calcutta, drückt er, ferner, so aus:

. . . „Ich verweilte einige Tage in Burdwan und kam am 23. Jänner hier in Calcutta an, wo im Hause der Familie Lacroix ein Zimmer auf mich wartete und ich von meinen Freunden herzlich aufgenommen wurde. Wie ein Wanderer, der gewöhnt war, mühselig in der wüsten Einöde zu wandeln, sich freut, wenn ihn sein Weg durch ein fruchtbares, anmuthiges Thal führt, und wie eines Seefahrers Herz sich mit Freude füllt, wenn, nach langer, harter Arbeit gegen Wind und stürmische Wellen, sein Schiff, wieder von günstigem Winde getrieben, munter die Fluten durchschneidet: so ist es mir nun zu Muthe, im Kreise dieser lieben Familie, mit der ich Eines Sinnes und Eines Herzens bin. Ein neuer Abschnitt meines Lebens hat begonnen."

Mit diesem neuen Lebensabschnitte wurde unserem theueren von Rodt Vieles von dem zu Theil, was er schon lange gewünscht und für den gesegneten Fortgang seiner Missionsarbeiten als nothwendig erkannt hatte. In Sunamuky war er von dem Umgange mit Christen gänzlich abgeschnitten gewesen: in Calcutta fand er nicht blos liebe Menschen, die mit ihm in Einem Sinne arbeiteten, sondern an dem erfahrenen Lacroix hatte er auch einen würdigen Schweizer Freund. Auch fühlte er, ferner, dass es für einen Missionar nicht wünschenswerth sein konnte, in Beziehung auf

Digitized by Google

seinen Unterhalt von der Unterstützung Eines Mannes abzuhangen, obschon ihm diese Abhängigkeit nie zu verstehen gegeben wurde. Grundsätzlich war es ihm lieber, mit einer Missionsgesellschaft verbunden zu sein, die seine besonderen Ueberzeugungen theilte, wenigstens ihnen nicht hindernd in den Weg trat. In vielen Punkten stand er den Ansichten der Baptisten nahe, die in Calcutta einen grossen und gesegneten Missions-Wirkungskreis haben und denen später sein Freund Wenger sich, als Missionar, anschloss. Er zog es indessen doch vor, in Dienste der Londoner (nicht episcopalen) Missions-Gesellschaft zu treten, welche den persönlichen Ueberzeugungen ihrer Arbeiter möglichst Raum lässt und in den Independenten ihre Hauptvertreter hat.

„Mein Bruder," schreibt von Rodt in einem Briefe, „wünscht zu wissen, unter welchen Bedingungen die Londoner Missionsgesellschaft mich unter die Zahl ihrer Arbeiter angenommen hat. Ich antworte: „Ohne irgend eine Bedingung, die das Gewissen im Geringsten belästigt." Sie hat Christen aller Parteien unter ihren Arbeitern und legt ihnen keine andere Bedingung auf als diejenige: das Evangelium eifrig zu verkündigen."

Sodann kam noch ein anderer Punkt in Betracht: in Sunamuky fand von Rodt nicht Arbeit genug. Im Besitze einer seltenen Kenntniss des Bengalischen, bei einer schönen theologischen Bildung, dem Ernste seines Strebens, grosser Ausdauer, und einer liebenswürdigen Anspruchslosigkeit im Leben und Wirken, — Eigenschaften, die ihm die Achtung, ja Verehrung, auch älterer Missionare erwarben — musste es ihm zu einer inneren Nothwendigkeit werden, Verhältnisse aufzusuchen, die ihn geistig mehr beschäftigten und seine Thätigkeit mehr concentrirten. Das Leben in Sunamuky, endlich, hatte ihn an Entbehrungen gewöhnt, die ihn besonders geeignet machten, grössere Missionsreisen in ferne Gegenden zu unternehmen, was er denn auch that, wie wir gleich sehen werden. Aber eben dieser Mangel an Bequemlichkeit und häuslicher Pflege hatte ihm, dem starken, rüstigen Manne, schon heftige Krankheitsanfälle zugezogen, die, unter den Einwirkungen eines heissen Klima's, nur allzu leicht lebensgefährlich werden. Die treue Sorge seiner Freunde in Calcutta war daher eben so sehr darauf bedacht, ihn in eine bessere Pflege zu bringen, als darauf, seiner Wirksamkeit ihn möglichst lange zu erhalten. Wie wenig übrigens von Rodt sich schonte, wenn es die Ausübung seiner Berufspflicht galt, wissen wir bereits; ja, es ist nur zu gewiss, dass, menschlich gesprochen, eben dieser Mangel an Aufmerksamkeit auf sich selbst, ihn, vor der Zeit, dem Tode in

Digitized by Google

die Arme führte. Von seiner früheren Unvorsichtigkeit, in obiger Beziehung, sagt er selbst in einem seiner Briefe:

„Bruder Karl denkt, die Missionare in Indien lebten nicht einfach genug. Allerdings bleibt Mehreres zu wünschen übrig; doch kann man den hiesigen Arbeitern auch nicht Alles zur Last legen. Meine eigene Erfahrung hat mich darüber fühlbar belehrt. Ich führte, während des ersten Jahres meines Aufenthalts in Indien, ein hartes Leben, ass schlecht und durchwanderte zu Fusse die Dörfer und Felder, ohne auf die grosse Hitze zu achten. Die Folge davon war ein heftiges Fieber, an dessen Folgen ich noch gegenwärtig (? 1839.) leide."

Ungeachtet dieser Erfahrungen scheint von Rodt's Sorge für seinen Körper doch nicht ausreichend geworden zu sein. Unterm 15. Hornung (Febr.) 1842. schreibt er:

„Es war dieser Winter ziemlich kalt; ich litt von der Kälte auf meiner Reise, besonders am Morgen vor Sonnenaufgang. Denn ich stand gewöhnlich früh um 3 Uhr auf, bestieg mein Pferd und ritt, ohne Mantel, bis Sonnenaufgang. Die Finsterniss verhinderte mich, meines Pferdes Schritte zu beschleunigen, sonst hätte mich die Bewegung bald erwärmt; so aber musste ich langsam meines Weges ziehen und bald eine Hand wärmen, bald wieder die andere; denn Handschuhe besitze ich nicht." . . .

Ueber seine Missionsarbeiten in Calcutta erhalten wir, theils aus seinem Tagebuche, theils, und zwar ganz besonders, aus seinen Briefen und einzelnen Aufsätzen, zumal aus Wenger's Memoir, einen ziemlich klaren Ueberblick. Mit dem Bengalischen war er schon so vertraut, dass er, wie bemerkt, in dieser Sprache mit Beifall predigte. Bei der geringen Anzahl von Missionaren in Calcutta, welche bengalisch predigen können, war es ganz natürlich, dass von Rodt, in Verbindung mit ihnen, unausgesetzt dem Predigen oblag. In den Kapellen der Londoner Missionsgesellschaft auf dem Bow Bazar, Thanthaniyâ Bazar, Simlâ und Chitpur Road predigte er fast täglich vor den eingebornen Heiden, welche ihn gut verstanden und gern hörten, sich auch, nach der Predigt, oft mit ihm in Gespräche über religiöse Materien einliessen. Hierbei kam ihm seine grosse Geistesruhe und Besonnenheit sehr zu Statten. Noch am 23. August 1843., wenige Tage vor seinem Tode, hatte er in der Chitpur-Road-Kapelle gepredigt. Auch die Seelsorge, Einrichtung und Pflege der kleinen christlichen Gemeinen und Versammlungen, meist in der näheren Umgebung von Calcutta, welche mit der Londoner Gesellschaft in Verbindung standen, lag ihm vorzugsweise und, nach Lacroix' Abreise nach Europa, ausschliesslich ob. Das seelsorgerische Verhältniss von Rodt's zu diesen kleinen Gemeinen, in Râmmâkâl Chok, Gangri und Krischnapur, scheint ein sehr liebliches gewesen

Digitized by Google

zu sein. Er nahm sich des geistigen und leiblichen Wohles dieser noch sehr unwissenden Leute freundlich und brüderlich an. Er brachte fast jeden Sonntag unter ihnen zu, verweilte öfter, nach Bedürfniss auch Tage lang, unter ihnen, und, während der kalten Jahreszeit 1842., lebte er sogar fast einen ganzen Monat in Râmmâkâl Chok, ungeachtet der schweren Entbehrungen, die für einen Europäer mit einem solchen Aufenthalte verbunden waren. In Baliat (? Krischnapur) errichtete er eine neue Gemeine. Die Kirchenverfassung, welche diesen Gemeinen gegeben wurde, war durchaus nur ihrem Bedürfnisse und Bildungsstande, keineswegs aber gewissen vorgefassten Theorieen, angepasst, wodurch von Rodt abermals sein durchaus practisches, wahrhaft katholisches Verfahren an den Tag legte. Wo es den richtig erkannten Vortheil Anderer galt, traten seine besonderen Ueberzeugungen gern in den Hintergrund. Nachstehende Auszüge machen uns, wenn auch unvollkommen, mit den Gemeinen und ihren näheren Umständen bekannt.

„Den 16. Christmonat (Decbr.) 1841. . . . Wir haben kürzlich in Gangri eine neue Kirche gebaut, die uns 150 Louisd'or gekostet hat; sie besteht aus einem kleinen länglicht viereckigen Gemach mit vier Fenstern und zwei Thüren, so einfach wie möglich, und fasst ungefähr 150 Zuhörer. Wenn ich dorthin gehe, so schlafe und esse ich gewöhnlich in der Kirche. In Râmmâkâlchok ist die Kirche etwas grösser, und dort haben wir eine Hütte auf das Dach gebaut, in der wir wohnen, essen und schlafen. Râmakumar, einer meiner früheren Studenten, ist jetzt in Râmmâkâlchok als Lehrer angestellt und wirkt eifrig für den Herrn. Nächsten Samstag wird seine Mutter eine Mahlzeit bereiten, zu der alle Glieder unserer Gemeine eingeladen sind; auch ich werde gegenwärtig sein. Solche Mahlzeiten sind sehr einfach. Die Leute sitzen auf dem Boden, essen mit den Fingern, und Baumblätter nehmen die Stelle der Teller ein."

„Den 15. Hornung (Febr.) 1842. Nächsten Donnerstag gedenke ich in die Dörfer zu gehen und etwa 8 Tage mit unseren Christen dort zuzubringen. Die Cholera hat grosse Verwüstungen unter ihnen angerichtet, und noch hat sie nicht ganz aufgehört. Eines der Glieder unserer Gemeine verlor in einer Woche seinen Sohn, seine Sohnsfrau und seinen Enkel; ein anderes verlor, in etwa 14 Tagen, seine zwei Söhne und eine Sohnsfrau; noch ein anderes verlor seine Frau und seinen Sohn. . . . Die Krankheit äussert sich nicht gleich bei Allen: Einigen verursacht sie grosse Schmerzen, Andere empfinden keine u. s. f. . . . Sei dem, wie da wolle, sie ist ein Engel Gottes, der alle Leute warnt, sich bereit zu halten und auf das Ende vorzubereiten. — Unsere Christen in Râmmâkâlchok und Gangri sind sehr arme, schwache, unwissende Leute, die man mit grosser Geduld tragen muss. Die Landeigenthümer, die hier in Bengalen mit eiserner Ruthe über die armen Bauern herrschen, bedrücken sie auch gar sehr, und oft müssen sie fast die Hälfte ihres Gewinnes an Abgaben be-

Digitized by Google

zahlen. Unter Landeigenthümern verstehe ich reiche Hindus, von denen die Regierung den Landzins nimmt, und die in den Ländereien, die sie besitzen, von den Bauern so viel Geld, wie möglich, erpressen und sich selber bereichern.

„Ein anderes sehr grosses, wohl das grösste, Hinderniss, das wir zu bekämpfen haben, sind die verschiedenen christlichen Secten, die sich neben uns angesiedelt haben, besonders die Missionare der bischöflichen Kirche, die uns nicht als Prediger ansehen wollen und uns sagen, wir hätten kein Recht, die Leute zu taufen, ihnen das Abendmahl zu geben und ihre Ehen einzusegnen. Und wenn wir irgend Einen, um seiner schlechten Aufführung willen, ausschliessen; so läuft er zu ihnen und wird oft von ihnen aufgenommen. Doch heisst es: „Zu Gott den Sinn durch Alles hin.“ Wir müssen in den Pfaden gehen, die vor uns liegen, und wenn wir ein dornichtes Feld zu bearbeiten haben, so müssen wir fortarbeiten; es hilft nichts, sich ein besseres Feld zu wünschen.“ . . .

„Den 7. Jänner 1843. Nach einer kurzen heissen Jahreszeit, haben wir hier schon wieder die Regenzeit, und das Wetter ist kühl und angenehm. Ich gehe regelmässig alle Sonntage in die Dörfer im Süden von Calcutta. Ich habe dies Jahr fünf oder sechs neue Glieder in die Gemeine aufgenommen. Wenn sie nur mehr Leben und mehr Eifer hätten. Ich hoffe bald eine neue Gemeine bilden zu können, an einem Platze, der Baliat heisst und von Calcutta etwa 25 engl. Meilen im Osten liegt, in den sogenannten Sunderbuns, oder deutsch: den schönen Wäldern. Sie fangen ganz nahe bei Calcutta an und erstrecken sich nach Süden bis zum Meer. Sie sind von unzähligen Meeresarmen durchschnitten und von Tigern, Rhinocerossen, Gazellen, Affen, Aligatoren u. s. w. bewohnt. Die letzteren sind besonders häufig, und ich habe sie oft am Ufer liegen oder im Fluss herumschwimmen sehen. Diese ungeheuren Wälder, die einen Flächeninhalt von 30,000 Quadratmeilen einnehmen, waren in alten Zeiten ganz angebaut; denn noch jetzt findet man hier und da, in der Mitte des dichtesten Gebüsches, Spuren alter Mauern und grosse Haufen von Ziegeln. Wie aber diese ganze Gegend verwüstet und zu Wald geworden, ist unbekannt. Sie ist in Bezirke eingetheilt, und dieselben werden an Privatpersonen verpachtet, doch so, dass für die ersten 20 Jahre kein Zins zahlbar ist. Baliat ist ein solcher Bezirk; er ist etwa 6 Meilen lang und 2 Meilen breit, und gehört einem Schottländer. Der Wald ist überall ausgereutet worden, und etwa 500 Familien haben sich dort niedergelassen. Da die Flut bisweilen so hoch steigt, dass das ganze Land überschwemmt wird, so ist es nöthig, das Ganze mit Dämmen und Schleusen zu umgeben. Unter jenen 500 Familien gibt es etwa 10, die, dem Namen nach, Christen sind, aber keinen Lehrer besitzen. Diesen armen Leuten nun gedenken wir das Evangelium zu predigen und ihnen einen Lehrer zu geben, der unter ihnen wohnen und täglich sie unterrichten würde; auch eine Schule werden wir dort anfangen. Ich gedenke nächsten Monat dorthin zu gehen und in meinem nächsten Briefe werde ich Ihnen mehr davon sagen können.“

Dieser verheissene Brief ist leider! nicht mehr angekommen; wir wissen daher auch nicht, wie die Gemeine in Baliat vorwärts

Digitized by Google

geschritten ist und ob vielleicht die von Wenger „Krischnapur“ genannte Gemeine dieselbe ist. Ueber die Verfassung dieser kleinen Kirchen sagt von Rodt in einer, unten ausführlich mitzutheilenden, Stelle:

. . . „Die Gemeinen hier in Bengalen, denen ich vorstehe, sind, so zu sagen, monarchisch: ich bin Herr und Meister; aber die äusserst niedrige Bildungsstufe, auf der die Glieder der Gemeine stehen, lässt eine freiere Verfassung noch nicht zu; in der Form ist zwar eine solche auch hier vorhanden, aber in der That muss doch Alles nach meinem Willen gehen. Wenn die Glieder unserer Gemeinen an Erkenntniss, christlicher Festigkeit und Frömmigkeit zunehmen und sich auch ihre zeitlichen Verhältnisse ein wenig verbessern; so wird sich wohl auch bald mehr Selbstständigkeit und geordneter Freiheitssinn zeigen. Allein, wie gesagt, die Verfassung der Gemeinen ist eine Nebensache, die Einheit der Gemeinen aber eine Hauptsache.“ . . .

Die kalte Jahreszeit, vom 15. Novbr. bis 15. März, „während welcher, nach von Rodt's Ausdruck, Indien einem irdischen Paradiese zu vergleichen ist,“ ist dem Missionswerk die einzig günstige.

„In der heissen Jahreszeit ist es gefährlich, viel auszugehen, und man kann meistens nur am Abend predigen; in der Regenzeit fällt der Regen oft stromweise, und man kann seine Leute nicht zusammenbringen. Nur in der kalten Jahreszeit kann man im Lande umherreisen und zu jeder Stunde des Tages unter freiem Himmel predigen.“

Von Rodt's weitere Missionsreisen fallen daher alle in diese Jahreszeit. Diese führten ihn in zum Theil sehr entlegene, wenig bekannte Gegenden und Gebiete Bengalens und der angrenzenden Provinzen. Auf diesen Reisen zeigte er grosse Kühnheit und Beobachtungsgabe. In den Monaten December 1838. und Januar 1839. z. B. machte er eine Reise in das südwestliche Bengalen, worüber er in einem Briefe vom 2. März 1839. Folgendes mittheilt:

„Ich habe, während des letzten Christmonats und Jänners, wieder eine Reise gemacht. Ich habe wieder einmal die Freude gehabt, durch Thäler und grosse Wälder und über Berge auf und niederzusteigen und eine reinere leichtere Luft einzuathmen. Obschon die Berge an Höhe und Majestät unsern lieben Schweizeralpen gar nicht zu vergleichen sind, so freut ein Bergbewohner sich doch immer bei dem Anblicke ihrer hohen kahlen Felsen, ihrer tiefen finstern Thäler. Bis Lotah und Juno sprechen noch alle Leute bengalisch, sind aber sehr ungebildet und waren gegen mich sehr misstrauisch, so dass sie sich fürchteten, mit mir zu reden. Doch gelang es mir, an verschiedenen Orten zu predigen und Tractate auszutheilen. Juno befindet sich schon in Behar und ist, so wie das ganze Bergland in Westen, von einem wilden Bergvolke bewohnt, von dessen Sprache ich kein Wort verstand. Nach meiner Meinung sind dies die Urbewohner Indiens. — Erst seit einigen Jahren befinden sich europäische Truppen in ihrem

Digitized by Google

Lande, um sie im Zaum zu erhalten. Ihre Waffen bestehen in Streitaxt, Bogen und Pfeil, die sie gut zu gebrauchen wissen. Priester und Religion haben sie keine. Wenn ein Glied der Familie krank wird, opfert der Vater ein Huhn oder eine Ente, oder sonst ein Thier, um den bösen Geist zu versöhnen; dies ist, wie ich glaube, die einzige religiöse Feierlichkeit, die sie begehen. Von einem guten Wesen scheinen sie nichts, oder doch nur wenig, zu wissen. Uebrigens sind sie ein einfaches, arbeitsames und, wie ich versichert worden bin, wahrheitliebendes Volk. Es that mir leid, nicht unmittelbar mit ihnen reden zu können. Ich brachte mehr als zwei Monate auf der Reise zu und machte sie theils allein, theils mit Bruder Weitbrecht von Burdwan, und theils mit einem englischen Officiere, der erster Beamter in Amtea ist." . . .

Im Winter von 1839. auf 1840. machte er eine Missionsreise, die ihn bis an die Grenzen von Assam führte. Einige interessante Auszüge aus seinem Tagebuche und demjenigen seiner Begleiter, zweier Zöglinge der theologischen Schule, wollen wir unten folgen lassen. In der nächsten kalten Jahreszeit (Winter 1840. auf 1841.), besuchte er, wahrscheinlich durch seine erste Reise in jene Gegenden dazu angereizt, das Land der Koles, nördlich von Orissa. Ueber die Ergebnisse dieser Reise findet sich eine ausführliche Darstellung, aus von Rodt's eigner Feder, in dem 'Calcutta Christian Observer,' August 1841., aus welcher wir ebenfalls einige Auszüge folgen lassen. Ein oder zweimal wohnte er auch der Mila (Versammlung) zu Sagar bei, die im Monate Januar abgehalten wird, und machte sonst Ausflüge nach verschiedenen Gegenden des Landes.

Auch als Lehrer war von Rodt vielfach thätig. Zunächst lehrte er, mit Lacroix, später allein, in dem kleinen theologischen Seminare der Gesellschaft, in welchem Eingeborne zu Katechisten und Predigern herangebildet werden. Hierüber lassen wir ihn unten selbst reden. Ausserdem unterrichtete er, einige Zeit vor seinem Tode, in der Bhowanipur-Anstalt. Sein gebildeter Geist machte sich auch hier geltend und, wiewohl er selbst sich zum Lehrer wenig begabt glaubte, so ist doch sein früher Verlust in diesem Gebiete seiner Missionsthätigkeit ebenfalls schwer gefühlt worden.

Eine übersichtliche Zusammenstellung von von Rodt's regelmässiger Beschäftigung in Calcutta enthält folgender Auszug aus einem seiner Briefe:

. . . „Ich will Ihnen sagen, wie ich meine Zeit zubringe, und will Ihnen nur einen meiner Tage beschreiben, da sie alle ziemlich gleichförmig sind. Ich stehe zwischen 5 und 6 Uhr auf. Nachher gehe ich in den Stall, um nach meinem Pferde zu sehen; denn Sie müssen wissen, dass wir armen Leute hier in Indien nicht so rüstig sind, wie die Bewohner der

Digitized by Google

Schweizer Berge. Ohne ein Pferd oder einen Palankin (Tragsessel) kann ein Europäer in diesem Lande nichts thun, wenn er nicht in seinem Hause eingeschlossen bleiben will. Dann spaziere ich ein wenig vor dem Hause auf und ab, bevor es zu heiss wird. Um 6 Uhr unterrichte ich einen jungen Hindu im alten Testamente, das er mit grossem Eifer und Interesse liest. Wir sind gegenwärtig bis zum 24. Capitel des 2. Buches Mosis vorgerückt. Der junge Mann wurde vor einigen Jahren getauft und ist ein wahrer eifriger Christ. Sein Name ist Kumar. Schade, dass die Uebersetzung des alten Testamentes ins Bengalische so unvollkommen und fehlerhaft ist, dass ich sie beinahe nicht brauchen kann. Um 7 Uhr lese ich gewöhnlich ein Capitel aus der Bibel für mich, und kleide mich dann an. Wie Sie wissen ist unsere Kleidung (Jacke und Beinkleider) ganz weiss; nur trage ich gewöhnlich eine schwarze Weste und ein schwarzes Halstuch. Es ist Sitte hier in Indien, jeden Tag, oder wenigstens jeden andern Tag, saubere Kleider anzuziehen. Um 8 Uhr wird für den Hausgottesdienst geläutet, der von Lacroix oder von mir gehalten wird, und zwar auf bengalisch. Unsere Familie, etwa 15 Schulknaben und 20 Mädchen und mehrere Bediente, im Ganzen etwa 50 Personen wohnen bei. Um 9 Uhr begebe ich mich auf mein Zimmer und bereite mich zu den Lectionen vor, die ich am Nachmittag zu geben habe, oder, wenn Zeit übrig bleibt, schreibe ich an einem Tractätchen, das ich, so Gott will, bald herausgeben werde. Um 10½ bis 11 Uhr kommt mein Pundit (Sprachlehrer), mit dem ich zuweilen Bengalisch, zuweilen Sanskrit lese. Um 12 Uhr lese ich, zu meiner Erbauung, zwei Capitel aus dem alten Testamente; doch nicht regelmässig. Um 12 Uhr ruft man mich für das Tiffin d. h. das Mahl in der Mitte des Tages. Von 2 bis 4 Uhr unterrichte ich einige indische Studenten, die alle Christen sind, in der Kirchengeschichte und im alten Testamente, in dem ich gegenwärtig die Geschichten David's lese; oder ich unterrichte etwa 20 heidnische Knaben im Englischen und lese mit ihnen die englische Bibel. Um 4½ Uhr wird das Mittagmahl aufgetragen, und meine Studien haben für diesen Tag ein Ende.

„Nach dem Mittagmahle spaziere ich eine gute halbe Stunde vor dem Hause oder zum Stalle, oder, wenn die Sonne untergegangen oder umwölkt ist, auf dem Dache. Um 6½ Uhr fahre ich entweder allein oder mit Lacroix in meinem kleinen zweirädrigen Wagen zu einem der Häuser oder Hütten in der Stadt, wo wir zu predigen pflegen. Zuweilen haben wir eine Stunde oder noch weiter zu fahren. Diese Hütten stehen alle am Rande der Strasse und sind, gegen dieselbe zu, völlig offen. Sobald sich eine gehörige Anzahl von Zuhörern versammelt hat, beginnt man zu predigen, was etwa eine halbe Stunde dauert. Nachher reise ich wieder heim. Um 9 Uhr halten wir wieder englischen Gottesdienst; allein nur die Glieder der Familie wohnen bei. Nachher ziehen wir uns zurück, und ich sitze dann noch bis 10 Uhr unter meinem Fenster, um mich abzukühlen und um zu denken in die Vergangenheit, in die Zukunft, an mich selber, an meine liebe ferne Heimat, an Sie, an Wenger, an meine Verwandten und Freunde, an meine entmuthigende Arbeit, an meine Lauheit, an meinen Mangel an Liebe zu Gott u. s. w.“

Digitized by Google

Aehnlich war seine Tagesordnung auch 1840., wo er in einem Briefe (vom 8. August) schreibt:

„Ich treibe mein Werk in aller Schwachheit. Am Tage schreibe oder übersetze ich Tractate und unterrichte junge christliche Hindus in der Theologie, und am Abend predige ich heidnischen Versammlungen. Einer meiner Tractate, der unlängst in Druck erschienen ist, heisst „Das Heil;“ eine andere Schrift: „Die Parabeln Christi“ ist unter der Presse.“

Unterm 16. Decbr. 1841. heisst es:

„Ich bin gegenwärtig mit Arbeit überhäuft: 5 Studenten ertheile ich täglich 3 bis 4 Stunden Unterricht, stehe zwei Gemeinen vor, die aus etwa 300 Seelen bestehen, und predige des Abends den Heiden.“

Mit derselben gewissenhaften Treue in Verwendung seiner Zeit für das grosse Werk der Mission finden wir von Rodt auch auf seinen Reisen jede Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden benutzen. Das Tagebuch über seine Reise im nordöstlichen Bengalen bis zu den Garros, an der Grenze von Assam, liefert den Beweis davon. Auf dieser Missionsreise waren zwei seiner eingebornen Zöglinge, Gaubindo, von Missionar Piffard im Jahre 1838. getauft, 23 Jahre alt, und Ram Tschondro, 16 Jahre alt, und von Kindheit auf in Missionar Campbell's Schule, von Rodt's Begleiter. Dieses sehr vollständige Reisetagebuch enthält auch viele Auszüge aus den Tagebüchern jener beiden Nationalgehilfen und erregt die gespannteste Aufmerksamkeit der Lesenden. Die Reise wurde am 4. Novbr. 1839. angetreten; die Rückkehr erfolgte am 20. Januar 1840. Neun Mann gehörten zu dem Boote: fünf zogen es, drei ruhten aus, und einer war am Steuer. So reis'ten sie gewöhnlich von Sonnenaufgang bis 3 oder 4 Uhr Nachmittags. Am 8. Novbr. verliessen sie den Ganges und schifften nun den Dschollunghi hinauf, dessen Windungen so bedeutend sind, dass ganze Tagereisen auf dem Flusse, zu Lande, in gerader Linie, kaum 3 bis 4 englische Meilen betragen. Aus dem Dschollunghi gelangten die Reisenden in den Padmafluss, aus diesem in den Dschunaifluss, „der ein Arm des Bruhmaputr und an einigen Stellen so breit ist, dass man am entgegengesetzten Ufer Menschen und Vieh nicht unterscheiden kann,“ und fuhren dann an dem östlichen Ufer des Bruhmaputr aufwärts, an der Grenze Bengalens hin, wo, unter den Garros, auch Gaubindo's Heimat besucht wurde. Den äussersten Punkt ihrer Reise, Mogolbatscha, verliessen sie den 16. Decbr.

Die wenigen Auszüge aus dem Reisetagebuche, welche hier folgen, werden hoffentlich nicht verfehlen, den gebildeten Leser

Digitized by Google

zu unterhalten und zugleich zu manchen heilsamen Betrachtungen anzuregen.

von Rodt's Tagebuch. „Den 9. Novbr.... Wir kamen um 10 Uhr Morgens in Krisnogor an, und ich verlebte den Tag mit Herrn Dürr, einem deutschen Missionar, der seit ungefähr 20 Jahren hier ist. In diesem Bezirke, besonders im Norden desselben, an beiden Ufern des Dschollunghi, ist jetzt ein grosses Werk im Gange. Hunderte sind bereits getauft worden, und Tausende haben sich zur Taufe gemeldet. Dem Evangelium ist eine weite Thür aufgethan; aber der Arbeiter sind wenige.... Sie (die Leute) befinden sich jetzt auf gutem Wege, obschon sie mehr und bessere Lehrer nöthig hätten."

Wie wahr dieser letzte Ausspruch ist, ergibt sich aus Gaubindo's Tagebuche, der also schreibt:

„Ich hatte hier (in Krisnogor) eine Unterredung mit einem eingebornen Prediger und mit einem eingebornen Christen aus Burdwan. Ersterer sagte: „Unser Herr, der Herr Dürr, erzeigt Jedermann so viele Liebe und Freundlichkeit, dass, nach meiner Ueberzeugung, in drei Jahren an diesem Orte kein Götzendiener mehr sein wird." Der Bruder aus Burdwan fügte bei: „Und wenn noch Einige Heiden bleiben sollten, so werden wir sie mit Gewalt zu Christen machen." Ich erwiderte: „Ihr habt die Bibel gelesen; wie könnt Ihr so reden? Das Evangelium ist nicht die Religion der Gewalt, sondern der Liebe." Er aber antwortete: „Durch welche Mittel es auch geschehen mag, das Volk muss in das Reich unseres Herrn gebracht werden; wenn es hernach Unterricht erhalten hat, mag es sein Herz zu Gott kehren." Auf diese Worte erwiderte ich nichts; aber der Maun missfiel mir, und, nach seiner Aufführung und seinen Reden zu urtheilen, kann ich ihn kaum für einen wahren Christen halten."

„Hierauf ging ich zu Herrn Dürr's Hause. Vor demselben fand ich 10 bis 20 Christen, die unter einem Baume in der Bibel lasen. Ich setzte mich zu ihnen und fragte sie: „Brüder, versteht Ihr das Evangelium, das Ihr leset?" Sie antworteten: „Freilich; wie könnten wir, wenn wir es nicht verständen, Andere darin unterrichten?" Ich: „Brüder, was hat der Herr für uns gethan?" Sie: „Er kam ins Fleisch, uns zu erlösen." Ich: „Wie können wir Theil haben an der Erlösung, die er für uns erworben?" Sie: „Wenn wir seine Gebote halten, wenn wir die Sünde verlassen, wenn wir zu ihm beten." Ich: „Reicht unsere Kraft hin, dies zu thun?" Sie: „Allerdings; denn unser Herz steht unter unserer eigenen Aufsicht: wir können seine Neigungen und Begierden nach unserem eigenen Willen leiten; denn wir z. B. waren Hindus; jetzt aber haben wir unser Herz geneigt gemacht, die Religion Christi anzunehmen." Ich fragte weiter: „Welches ist die wahre Religion?" Sie: „Das können wir Dir, ohne vorherige Prüfung, nicht sagen." Ich entgegnete: „Dann scheint es, dass Ihr, ohne vorherige Prüfung, Christen geworden seid?" Sie sagten: „Viele Dörfer sind christlich geworden; wir haben es gemacht, wie sie." Ich fragte noch weiter; aber zuletzt wurden sie böse und sagten: „Wir können nicht unser Lesen aufgeben und beständig mit Dir schwatzen." . . .

Digitized by Google

Drei andere Christen dagegen wussten um den biblischen Glauben besser Bescheid. Nicht geförderter als die obigen Getauften scheinen Diejenigen gewesen zu sein, von welchen von Rodt unterm 12. Novbr. berichtet:

„Um 4 Uhr erreichten wir einen Ort, von wo der Wohnort des Herrn A. (eines Missionars) nur eine Meile entfernt war. Ich gab daher Befehl, das Boot anzuhalten, und ging allein über Feld, ihm einen Besuch zu machen. Unterwegs musste ich über einen kleinen Fluss; ein Mann zeigte mir die Furt. Er sagte mir, er sei ein Christ, und wies auf mehrere andere Bauern hin, die im Felde arbeiteten und, wie er sagte, alle Christen wären. Ich fragte ihn: „Warum seid Ihr Christ geworden?“ Er antwortete ehrlich: „Des Geldes wegen.“ Ich: „Wie Viele sind Christen geworden?“ Er: „In diesem und den benachbarten Dörfern bei 100 Familien.“ Ich fragte zum zweiten und zum dritten Mal: „Warum seid Ihr Christ geworden?“ und erhielt immer dieselbe Antwort. Auf meinem Rückwege ging ich durch ein Dorf, dessen Bewohner sämmtlich, 3 bis 4 Häuser ausgenommen, Christen geworden waren. Ich rief Einige herbei und fragte sie: „Warum seid Ihr Christen geworden?“ Sie antworteten: „Weil wir glauben, dass das Christenthum wahr ist.“ — „Was habt Ihr gewonnen, und was werdet Ihr künftig noch dadurch gewinnen, dass Ihr Christen geworden seid?“ Anfangs antworteten sie nicht; dann sagte Einer von ihnen: „Wir werden den Himmel gewinnen.“ Als ich sie insgesammt fragte: „Könnt Ihr lesen und schreiben?“ antworteten sie: „Nein.“ Frage: „Wer ist Christus?“ Antwort: „Wir haben von Rischi (d. i. ein Heiliger) gehört; wir wissen aber nicht, wer er war, und was er gethan hat.“ Frage: „Habt Ihr von seinem Tode gehört?“ Antwort: „Wir wissen nichts davon.“ Frage: „Seid Ihr getauft worden?“ Antwort: „Nein. Niemand hier ist getauft worden, ausgenommen Diejenigen, welche die zehn Gebote und den Glauben wissen.“ — Ich ging weiter und traf einen alten Mann, der mir sogleich und ungefragt sagte, er sei ein Christ. Ich fragte ihn: „Warum seid Ihr Christ geworden?“ Antwort: „Weil Andere es geworden sind.“

Aehnliche Erfahrungen machte Ram Tschondro, der unter Anderm in seinem Tagebuche ein Gespräch mit einem vagabundirenden Bettelmusikanten erzählt, der auch Christ geworden war.

Frage: „Ihr habt ein musikalisches Instrument; macht Ihr vielleicht Musik und singt Lieder?“ Antwort: „Ja; mit Hindus singe ich Hindulieder, und mit Christen christliche Gesänge.“ Ich sagte: „Zweien Herren zu dienen, ist Sünde.“ Antwort: „Das leugne ich nicht.“ Ich: „Ist es recht, wissentlich zu sündigen?“ Antwort: „Unser Vater Adam hat gesündigt; warum sollten wir nicht sündigen?“

Unter ähnlichen niederschlagenden Erfahrungen, enthalten die Tagebücher auch einzelne Beispiele eines wirklichen Verlangens nach Belehrung, und mehr als einmal hatten die drei Prediger Gelegenheit, bei ihren Strassenpredigten die Aufmerksamkeit der versammelten Heiden und Muhamedaner zu bewundern. Viele Tractate, auch ein Paar Evangelien an zwei Braminen, wurden ver-

Digitized by Google

theilt; manchmal aber wurde das Anerbieten zurückgewiesen, oder die bereits angenommenen Tractate zurückgegeben.

Ueber die Garros theilt von Rodt Folgendes mit:

„Den 6. Decebr. Wir gingen Nachmittags an der östlichen Seite des Bruhmaputr, der hier die Grenze von Bengalen bildet, ans Land. Das östliche Ufer, wohin wir gingen, wird von einem Bergvolke, den Garrows (Garros), bewohnt. Dieser Stamm ist ganz verschieden von den Bengalen; sie sehen wild und ziemlich roh aus. Ihr Land ist ein Hügelland. Der Urwald und die Hügel dehnen sich bis ganz an den Fluss aus. Ram Tschondro, der in seinem Leben kein Gebirge gesehen hatte, nennt sie in seinem Tagebuch „grosse Berge;" sie sind jedoch nicht viel höher als 250 bis 300 Fuss über der Ebene. Jede Garrofamilie lebt abgesondert, mitten im dicksten Urwalde, und die Häuser liegen gewöhnlich in einem kleinen Thale an einem kleinen Bach, der von den Hügeln in der Nähe sein Wasser erhält. Jeder Mann besitzt drei Hütten: eine für seine Familie, die zweite für seine Vorräthe, und die dritte für Geflügel und Ziegen. Die Hütten sind von kleinen Bambus gebaut, mit trockenem Grase gedeckt, und sehen sehr niedlich aus. Das Haus, welches die Familie bewohnt, ist immer auf einem Stockwerke von 8 Fuss hohen Bambus errichtet und mit einer Leiter versehen. Das Zimmer oben aber ist kaum etwas über 3 Fuss hoch. Um das Haus herum ist der Urwald zum Theil niedergehauen, und Baumwollenstauden, Pfefferpflanzen und Kürbisse wachsen unter einander auf dem ausgereuteten Platze. Nahe bei dem Hause, welches ich besuchte, befanden sich auch einige Plätze und Gegenstände für den Gottesdienst. Die letzteren sind aus langem Rohr errichtet und mit rohen Baumwollbüscheln überhängt oder geschmückt, so dass sie eher wie Bäume aussehen, als wie sonst Etwas. Auf einem Altar, der in Gestalt eines 4 Quadratschuh haltenden kleinen Hauses erbaut war, sah ich die Ueberreste eines Vogels, den man kurz zuvor geopfert hatte. Einer von diesen Menschen sagte mir, sie dienten ihren Göttern, wenn sie krank wären."

„Den 7. Decbr. Um diese Garros näher zu betrachten, ging ich heute auf einen ihrer Marktplätze, wo ich Hunderte von ihnen mit den Bengalesen Handel treiben sah, die von jenseit des Flusses gekommen waren. Sie tauschten Baumwolle und Pfeffer, die sie in grossen Körben auf den Rücken zu Markte brachten, gegen die Erzeugnisse der Ebene: Salz, Platanenfrüchte (Pisangs), Reis u. s. w. ein. Die Männer tragen, statt aller Bedeckung, ein kleines, 4 Finger breites, Stück Zeug, und viele von ihnen haben eine kleine, mit weissen Muschelstücken geschmückte, Krone auf dem Kopfe. Die Weiber werden nicht zu Hause gehalten, wie in Bengalen, sondern gehen umher und kommen zu Markte, wie die Männer.... Die Männer sind alle bewaffnet und tragen einen Speer oder ein Schwert, das sie Nongbori nennen. Meine Nationalgehilfen theilten einige Tractate unter die Bengalesen aus, welche wir dort antrafen."

„Den 18. Decbr. Wir erreichten heute die Hügel der Garros und gingen ans Land. Die Leute hatten unser Boot in der Ferne gesehen und sich am Ufer versammelt. Es waren ungefähr 50 Männer, Weiber und Kinder anwesend. Sie liefen nicht fort, als wir anlangten, wie sie das

Digitized by Google

erste Mal gethan hatten, sondern riefen uns zu: „kommt! kommt!“ Ich ging mit ihnen. Sie nahmen mich mit sich nach einem Hause, das an einem abschüssigen Berge lag. Während wir so mit einander gingen, sagte Einer von ihnen auf Bengalisch: „Herr, mein Vater ist heute gestorben.“ Und wirklich, als ich in seinem Hause ankam, verrichtete man noch die Todtengebräuche. Es waren ungefähr 6 bis 8 Männer da, die mit Kupferplatten und Tomtoms Musik machten; Einer blies in ein langes Büffelhorn. Auf der einen Seite stand ein niedlich gebauter Käfich in Gestalt eines Sarges, und darin gewahrte ich Pisangblätter und gekochten Reis, nebst andern Nahrungsmitteln. Ich fragte, wozu das solle. Sie antworteten: „bap mortschi, yom dhortschi.“ Wie ich glaube, wollten sie damit sagen, er habe diese Speisen und diesen Behälter für Yom (den Gott des Todes) gemacht, damit er seinen Vater nicht fortschleppe. Bei einem Feuer sahen wir zwei Beine, den Kopf und einige andere Gliedmassen von einer geschlachteten Kuh, die sie eben auffressen wollten. Hernach ging ich zu einer kleinen Hütte, die auf dem Gipfel eines kleinen Berges gelegen war und, wie man mir sagte, dem Weibe des Verstorbenen gehörte. Die Hütte war, wie andere Häuser, auf 6—8 Fuss hohe Bambus gebaut und mit einer Leiter, von gleichem Material, zum Hinaufsteigen versehen. Ich fragte meine neuen Freunde, ob ich hinaufgehen dürfe. Sie sagten: „Geh! geh!“ So stieg ich denn hinauf. Die Behausung bestand aus einem einzigen Gemach von etwa 3 Fuss Höhe und enthielt nichts als einen Herd, einen Haufen Reis in Aehren und zwei Flaschen aus Kürbissen. Die Seite nach dem Flusse zu war ganz offen gelassen, gerade als ob diese Wilden an den Schönheiten der Natur Geschmack fänden; denn die Aussicht aus dem Hause auf den breiten Bruhmaputr unten und die ungeheure Ebene, durch welche er seinen Lauf windet, war wirklich sehr angenehm. Als wir diese Leute verliessen, schenkten wir ihnen etwas Wein und Zucker. Nachts kamen wir wieder in Akrah an.“

Die grösste Ruhe und Furchtlosigkeit characterisirte von Rodt's Benehmen auch auf dieser Reise zu einem rohen Volke. Er schreibt in einem Briefe, vom 11. Hornung (Febr.) 1840:

„Sie wundern Sich, dass ich auf meiner Reise nach dem Westen von Bengalen, in die Berge von Behar, mich vor Tigern und Räubern nicht fürchtete. Damals hatte ich nichts zu befürchten, weil ich mit dem obersten Beamten des Landes, unter militärischer Bewachung und von mehr als hundert Bedienten aller Art begleitet, reiste. Mehr Grund zur Furcht aber hatte ich auf meiner letzten Reise, die ich Anfangs November antrat und gegen das Ende Januars vollendete; denn ich machte sie in einem kleinen Boote, das von unbewaffneten Muhamedanern bemannt war; ich hatte nur einen Bedienten und zwei junge eingeborne Christen mit mir. Als Waffe besass ich nur eine alte Pistole und zwei kleine Aexte. Dennoch widerfuhr mir nicht der geringste Unfall, und ferne davon, dass ich mich hätte fürchten sollen, war ich vielmehr ein Gegenstand der Furcht für viele Hunderte. Europäische Gesichtsfarbe gewährt den besten und sichersten Schutz in diesem Lande. Alle Europäer werden als Könige des Landes geachtet und gefürchtet. . . . Ich predigte das Evangelium überall, wo ich konnte, und fand zuweilen günstige Aufnahme. Auf meiner Reise trug sich

Digitized by Google

jedoch nicht viel Interessantes zu, als etwa ein Besuch, den ich den wilden Bergbewohnern von Assam machte. . . . Ich besuchte einen ihrer Marktplätze, um sie und ihre Sitten besser kennen zu lernen. Anstatt aber, dass ich sie beschaute, wurde ich dort, als ich, um auszuruhen, mich im Schatten niedersetzte, von hundert und mehr solcher wilden Waldbewohner umringt, die mich alle, als wäre ich ein Wesen aus der andern Welt, mit der grössten Bewunderung anstaunten; die Mehrzahl derselben hatte wohl noch nie einen Europäer gesehen."

Die Reise nach dem Lande der Koles in dem, Bengalen westlich begrenzenden, Gebirge verlangte mehr Vorbereitungen. In einem Briefe vom 16. Novbr. 1840. schreibt von Rodt darüber:

„Wir (nämlich er und Missionar Bradbury) werden, so der Herr will, Anfangs Christmonats (Decbr.) abreisen und, wenn uns der Herr vor allem Unglück bewahrt, im Laufe Hornungs (Febr.) wieder hier eintreffen. Ich habe bereits ein kleines Zelt gekauft, welches uns drei Ochsen nachtragen werden. Auch werden wir ein oder zwei Pferde und zwei Palankine mitnehmen. Ein Tisch, zwei Stühle, zwei kleine Betten, Teller, Küchengeräthe, kurz, Alles muss mitgenommen werden, so dass unsere Reisegesellschaft aus beinahe dreissig Personen bestehen wird. Unser Weg wird uns durch das alte, mir wohlbekannte, Sunamuky führen, wo ich meine angenehme und unangenehme Prüfungszeit zugebracht habe. Doch, meine Prüfungszeit ist noch nicht vorüber." . . .

Ueber die Reise von Rodt's zu den Koles ist mir sein Tagebuch nicht zu Gesichte gekommen. Dagegen enthält der oben bereits erwähnte Aufsatz im 'Calcutta Christian Observer' viele, höchst merkwürdige, Einzelheiten über dies fast unbekannte Volk, und eine beigegebene, freilich sehr leere, Karte lässt wenigstens den Weg genau verfolgen. Die nachstehenden Auszüge werden nicht ohne Interesse gelesen werden:

Die Provinz Bengalen wird südwestlich von einem langen Höhenzuge begrenzt, welcher sie von Orissa einerseits, und von dem Gebiete des Raja von Nagpore anderseits, scheidet. Diese Hügel erheben sich nicht mehr als 2900 bis 3500 Fuss über die See, entsenden aber mehrere Hauptflüsse Hindustans (z. B. Sone, Nurbudda, Mahânadi, Subarnoreka, Damudor) von ihren Gipfeln. Bei Sunamuky hört das eigentliche Bengalen (Bengal Proper) auf; von da führt der Weg über Bankora, Purulia, Ihalda und Lotah nach dem hochgelegnen Juno, dem ersten Dorfe, welches von Koles bewohnt wird. Von hier muss eine andere steile, ebenfalls mit Wald bedeckte, Höhe erstiegen werden (etwa 2000 Fuss über Meer), von wo sich die Aussicht auf Chutia Nagpore eröffnet. Auf diesem Plateau liegt Durunda, die Haupt-Militairstation in diesem Theile des Landes. Ueberall ist das Land von Wäldern umkränzt; bei Bundu werden die Höhen (Ghâts) abschüssiger und steiler. Hier leben die Koles mit Hindus vermischt und haben dadurch viel von ihrer Nationalität verloren. Weiter geht es über Sarjundu, Teraï und durch zwei wilde Bergpässe, nach Khorsowa. Dieser Ort ist mit einem Graben und lebendigen Bambus-

Digitized by Google

hecken umschlossen und die Residenz eines unabhängigen Häuptlings. Die Strassen und Häuser sind nett und rein, die Einwohner alle anständig und sauber gekleidet; sie sprechen die Uriyasprache. Jenseits Khorsowa macht ein Fluss die Grenze von dem, fast ausschliesslich von Koles bewohnten, Kolhan Proper. Hier liegt Chyebassa, eine Militair- und Civilstation. Von diesem Orte nördlich kommt man an das von Uriyas bewohnte Seraï Kela; es ist ähnlich befestigt wie Khorsowa, und der Sitz eines unabhängigen Häuptlings. Durch weite, unbebaute, mehr als zur Hälfte mit Wald bedeckte, Strecken tritt man in das Gebiet der Santals ein; sie sind ein anderer Stamm der Hügelbewohner und hier sehr zahlreich. Von hier führt die Strasse, in derselben nördlichen Richtung, durch ein enges Defilé wieder zurück in die Ebenen Bengalens. Das ganze Land der Koles, das so eben beschrieben wurde, steht unter einem von dem General-Gouverneur angestellten Agenten in Ranchu und dessen vier Civilgehilfen in Ranchu, Lohardaga, Chyebassa und Purulia.

Die Koles (von den Hindus gewöhnlich Choars, d. i. Diebe, genannt) bilden mehrere Abtheilungen. Man unterscheidet die Murari-, auch Urang-, die Tamaria- und die Ho- oder Lurkha-Koles; die Santals endlich bilden die vierte Klasse. Diese vier Stämme machten ursprünglich ein Volk aus und redeten eine und dieselbe Sprache; die Choars und Santals, welche auf der Ebene unter den Hindus leben, nehmen mehr und mehr das Bengalische oder das Hindi an, so dass viele von ihnen ihre Muttersprache sehr unvollkommen verstehen. Die Sprache der Koles hat nicht die mindeste Verwandtschaft mit dem Bengalischen, oder dem Hindustani, oder auch dem Sanskrit. von Rodt theilt folgendes Vocabular mit: Mann hoṛo, Weib kuṛi, Vater aba, Mutter aï, jüngerer Bruder bokko, älterer Bruder baring. Herr gomke, Sonne singbunga, Mond chaṛu, Stern ipilko, Tag singi, Nacht ninda, Erde hassa, Wasser dah, Feuer singel. Tiger kula, Hund seta, Katze pussi, Vogel cheṛe, Fisch paï, Kuh uṛi, Pferd sadom. Berg bùru, Fluss ikir, Haus oṛa, Baum daru, Salz bulum, Auge men, Ohr lotur, Hand tihi. Die Sprache der Koles wird nicht geschrieben. Dieser Umstand, das immer weitere Vordringen von Fremden in ihr Land, so wie ihre Gewohnheit, die Heimat zu verlassen und in den Ebenen Beschäftigung zu suchen, begünstigen das allmähliche Aussterben dieser Sprache.

Die eigentlichen Koles beten keine Götzen an; sie beten die Sonne (Singbunga) und eine unzählige Menge niederer Gottheiten an, von denen sie sagen, sie seien unsichtbar und bewohnten die Bäume, Hügel und Flüsse. von Rodt richtete, in dieser Hinsicht, folgende Fragen an die Koles: „Welche Gestalt haben eure Gottheiten?“ Antwort: „Wie können wir das sagen; wir haben sie ja noch nie gesehen.“ Frage: „Welchen Beweis habt Ihr für ihr Dasein?“ Antwort: „Wir wissen, dass sie existiren; denn, wenn wir krank sind und ihnen Opfer darbringen, so werden wir wieder gesund.“ Auf die Frage: ob Singbunga, die Sonne, Augen habe, um zu sehen, was hier unten vorgehe,“ antwortete Einer: „Natürlich hat sie Augen; denn sie sieht den ganzen Tag auf uns nieder.“ „Und wer hütet Euch bei Nacht?“ Antwort: „Die Sterne.“ An denselben Mann wurde die Frage gestellt: „Wer hat die Erde geschaffen?“ Er antwortete, nach eini-

Digitized by Google

gem Besinnen: „Ich denke, die Sonne.“ Und wer hat die Sonne gemacht? Antwort: „Sagen Sie mir lieber, wer sie gemacht hat.“ Ausser Thieropfern, besonders in Krankheitsfällen, scheinen sie keine gottesdienstlichen Handlungen zu kennen. Priester haben sie nicht; Jeder bringt selber sein Opfer dar und verzehrt es mit seiner Familie und den dazu geladenen Gästen. Sie sind nicht frei von den Vorurtheilen der Kaste; doch bezieht sich diese, merkwürdigerweise, nur auf die verheiratheten Männer.

Von der Gerechtigkeit Gottes und einem zukünftigen Leben schienen sie keine Vorstellung zu haben; sehr wahrscheinlich haben sie auch in ihrer Sprache keinen Ausdruck für das Wort Seele, oder Gewissen, oder Himmel und Hölle. Es war desshalb nicht leicht, die Frage an sie zu richten, was, nach dem Tode, aus ihren Seelen werde. Und wenn es den Reisenden, auf die eine oder andere Weise, gelungen war, ihnen begreiflich zu machen, was sie meinten, so antworteten sie immer: wir wissen's nicht, wir können's nicht sagen. Einer wurde gefragt: „Warum stehlt Ihr nicht, oder mordet?“ Er antwortete: „Weil ich in das Ranchi (?Bandi), Gefängniss, gehen muss, wenn ich das thue.“ Auf die weitere Frage: „Wenn Ihr aber den Händen des Gerichts entgangen seid, wird Euch sonst Niemand strafen?“ antwortete er in seiner Einfalt: „Die (ostindische) Compagnie wird nach mir fahnden lassen und mich bestrafen, selbst zehn Jahre nach der Zeit, wo ich das Verbrechen beging.“ Frage: Wartet Euer keine Bestrafung nach dem Tode?“ Antwort: „Wie kann ich das wissen?“

Viele Koles indessen nehmen allmählich die Religionssysteme der Hindus an, besonders der Waischnabs (Wischnuiten), welche die zahlreichste Secte in Bengalen bilden und ihre Gurus (geistliche Lehrer) auch zu den fernsten Volksstämmen senden. Diese Proselytenmacher lassen sich von ihren Convertiten gut bezahlen und sind desshalb sehr eifrig.

Eine höchst rühmliche, freilich jetzt auch schon nachlassende, Eigenschaft der Koles ist ihre Wahrheitsliebe vor Gericht, wovon folgende Anekdote zeugt. Ein Ho- oder Lurkha-Kole hatte, im J. 1837. oder 1838., in den Wäldern von Poisuyâ in Kotegurhpur seinen Sohn erschlagen und sich sodann dem Gerichte freiwillig gestellt. Das über den Thatbestand erhobene Protocoll, welches Lieut. Tickle in seinem Vocabular der Ho-Sprache mittheilt, lautet, fast wörtlich, so:

„Habt Ihr Euern Sohn erschlagen, Kapore? Ja, ich habe ihn erschlagen. Um welches Vergehens willen habt Ihr ihn erschlagen? Um keines Vergehens willen, das er verschuldet hätte; wir waren beide fast verhungert; ich hatte nichts, ihm zu essen zu geben; er schrie und sah mir in's Gesicht; er war schwach, und legte sich auf den Boden nieder. Er legte sich in den Dschungel (Wald) und konnte nicht wieder aufstehen; die Nacht brach herein, und ich hörte den Tiger brüllen; und ich dachte, er würde dich packen, mein armer Junge, wenn ich dich verliesse. Und so erschlug ich dich! Dann begrub ich ihn in einer Schlucht, damit ihn die wilden Thiere nicht frässen. Ich ging langsam weg; denn ich war schwach und unwohl.

Digitized by Google

Und als ich in dem Walde weiter fort ging, glaubte ich ihn rufen zu hören. Und dann verliess mich die Besinnung. Aber er ruft mich jetzt alle Tage. Am Morgen, und zu Mittag, und Nachts höre ich ihn rufen: „Vater, ach, Vater!“ So kann ich nicht essen, ich kann nicht arbeiten, ich kann nicht lachen, ich kann nicht mehr leben! So hängt mich denn, Herr; tödtet mich rasch, und dieses Elend ist vorbei!“

Die Koles haben keinen Ausdruck für das Wort „Gewissen“; aber es spricht furchtbar laut zu ihnen! — Daneben sind sie rachsüchtig und leidenschaftlich. Ein Mann wollte seinem Sohne nicht genug Reis zu seinem Mahle geben. Da ergreift der zwölfjährige Junge, der eine solche Beschimpfung nicht ertragen kann, des Vaters Streitaxt und bringt ihm eine so tiefe Wunde in den Unterleib bei, dass er sofort das Leben aushaucht.

Dürftigkeit führt die Koles nach Bengalen, wo sie in Indigofactoreien oder als Kulis (Lastträger, Wasserträger) ihr Brot erwerben; in Calcutta werden sie zum Reinigen der Strassen und Abzugsgräben verwandt. Die zu Hause Bleibenden treiben Ackerbau. Die Koles sind alle, ohne Ausnahme, dem Trunke ergeben; ihr berauschendes Getränk bereiten sie aus Reis und einer süss schmeckenden Frucht, die in den Dschungels wächst und Mauwa genannt wird. An Zauberei glauben sie fest und lassen sich durch Hinduwahrsager zum Morde der, von diesen bezeichneten, Hexen und Zauberer, die ihnen angeblich geschadet haben, leider! nur zu oft verleiten. Ein anderer characteristischer Zug der Koles, besonders der Lurkha-Koles ist, dass sie zum Selbstmord ausserordentlich geneigt sind. Um der geringsten Kleinigkeit willen, gehen sie hin und erhängen sich am Dache ihrer Hütte oder an einem Baume. Sie verfahren dabei mit der grössten Kaltblütigkeit und pflegen ihre Freunde von ihrem Vorhaben vorher in Kenntniss zu setzen.

Ihre persönliche Tapferkeit schlägt von Rodt nicht sehr hoch an; etwa im Vergleich zu den feigen Bengalen, die schon vor einem entblössten Schwerte oder einem gespannten Bogen erzittern, könnten sie ein kriegerisches Volk genannt werden. Nur aus dem Hinterhalte, hinter Büschen und Felsen hervor, wagten sie es, auf den Feind ihre Pfeile abzuschiessen. Diese sollen sie nur vergiften, wenn sie auf wilde Thiere Jagd machen, z. B. auf Tiger oder Bären. Sie verstehen die Kunst, sechs bis acht Pfeile auf einmal abzuschiessen. Zu diesem Zwecke setzen sie sich auf den Boden, stemmen ihre Füsse gegen den Bogen, ziehen die Sehne mit beiden Händen an, legen zwischen je zwei Finger einen Pfeil, und schiessen sie dann zusammen ab. Vor den

Digitized by Google

englischen Truppen ergreifen sie sogleich die Flucht; ihre Zaubersprüche richten gegen die Kanonen nichts aus. Doch sind viele Koles als Sipahis in die Dienste der Compagnie getreten und stehen hier den Hindus und Muselmännern nicht nach.

Wie die Bewohner der südwestlichen Gebiete Bengalens, lieben auch die Koles die Hahnengefechte leidenschaftlich. Ausserdem singen und tanzen sie gern nach einer Art Flöte und Geige. Einer der Tänzer ist Vorsänger und singt lange Solis, welche von den übrigen in kurzen Chören beantwortet werden. — Die Braut muss von dem Vater um 10 bis 70 Kühe erkauft werden; wenn die Tochter aber den Bräutigam nicht haben will, darf sie ihn abweisen. Die Bekleidung der Koles in Kolhan ist sehr primitiv: ein vier Zoll breites Stück Zeug, das um die Hüften geschlungen wird, ist die einzige Bedeckung bei beiden Geschlechtern; weiter im Süden sollen sie noch unvollständiger bekleidet gehen: ein Strohseil, um den Leib geschlungen, zwei grosse Blätter, das eine vorne, das andere hinten, reichen dazu hin, um anständig gekleidet zu sein. Die Todten werden verbrannt, ihre Asche in einen Topf gelegt und in ein grosses Loch in den Boden gesetzt. Auf diesen Topf wird eine grosse Masse Reis geschüttet und das Ganze mit Erde und einem, 4 bis 5 Quadratschuh grossen, Steine zugedeckt. Nach dem Begräbnisse folgt ein möglichst vollständiges Reuessen. In einem benachbarten Felde wird ein anderer Stein, als ein Denkmal für den Verstorbenen, errichtet. Jede Familie hat ihren eigenen Begräbnissplatz, der gewöhnlich mitten im Dorfe, unter einem grossen Baume, sich befindet.

Als von Rodt die Koles besuchte, war für ihre Civilisation noch sehr wenig geschehen. Sollte für Verbreitung von christlicher Gesittung unter ihnen etwas gethan werden, so war es die höchste Zeit dazu, weil die Lehre der Hindus rasch um sich griff und immer mehr Proselyten erhielt.

Auch kleinere Reisen, auf denen von Rodt seinem Berufe strenge treu blieb, wurden von ihm gern und wiederholt unternommen. Ueber eine derselben spricht er in einem Briefe vom 15. Hornung 1842.:

„Ich kam vor einigen Tagen von einer kleinen Missionsreise zurück, die ich in Begleitung einiger bekehrten Hindus unternahm. Ich reiste dem rechten Ufer des Ganges entlang bis Nuddea, setzte dort über den Fluss, besuchte die Brüder in Krisnogor und kehrte in einem Boote nach Calcutta zurück. Auf meiner Reise hatte ich manche Gelegenheit, das Wort Gottes zu verkündigen, und die Leute hörten mir im Allgemeinen mit Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit zu. Alle Leute an allen Orten, wo ich hin komme, rühmen meine Kenntniss der bengalischen Sprache gar sehr, und Viele sagen, ich redete sie deutlicher und besser als die Eingebornen. Selbst in Nuddea, einer Stadt, die heutzutage der wichtigste Sitz der Gelehrsamkeit der Hindus ist, wie in alten Zeiten Athen, und die ich auf meiner letzten Reise besuchte, selbst dort sagten mir die Gelehrten, die sonst Europäern und Missionaren zu schmeicheln gar nicht geneigt sind, ich hätte eine vollkommene Kenntniss ihrer Sprache erlangt. Allein mit solchem Preise bin ich nicht getröstet: man rühmt nur meine Worte, nicht den Sinn meiner Worte. Wenn ich von Jesu Christo rede, von dem ich ja immer reden muss, so werden die Leute unwillig. Dies ist ein Beweis von der, dem Namen Jesu innewohnenden, Kraft, von welcher ich oft spreche. Wenn ich in einer grossen Versammlung auftrete und zu predigen anfange und, nach gehöriger Einleitung, von Jesu Christo rede, so muss ich fast immer drei, vier, oft mehrere Zuhörer eilend aufstehen und fortgehen sehen; ich nehme dann oft Gelegenheit, die Zurückbleibenden zu fragen, was doch der Grund dieses Hasses, dieser Feindschaft gegen jenen Namen sei. „Wenn ich zu Euch," sage ich dann, „von Muhamed oder von irgend einem andern Könige oder Gott, sei er schlecht oder gut, rede, so hört Ihr mir mit Aufmerksamkeit und Vergnügen zu; warum flieht Ihr denn vor dem Namen Jesu? Ist Jesus ein schlechter Mensch? Das sei ferne; leset seine Lebensgeschichte und prüfet sie; wenn dann irgend Einer mir beweisen kann, dass Er eine einzige Sünde begangen hat, so will ich es aufgeben, Ihn zu verehren und will nicht mehr ein Christ heissen. Aber ich weiss, Ihr könnt Ihn keiner Sünde überweisen. Was ist denn der Grund Eures Hasses? Es ist dieser: Licht und Finsterniss können sich nicht vertragen; Er ist Licht, und Euer Herz ist Finsterniss; darum hasset Ihr Ihn."

Die vorstehenden Zeilen bahnen uns den Weg zu der weiteren Untersuchung, was von Rodt als Gelehrter geleistet hat, und welche andere Eigenschaften eines tüchtigen Missionars, ausser den bereits angeführten, ihm vorzugsweise beizulegen seien. In seinen Tagesordnungen, wie wir sie oben kennen gelernt haben, finden wir keine Zeit zur Fortsetzung der, auf der Schule, theilweise auch in Genf, mit so glücklichem Erfolge getriebenen humanistischen Studien. Dagegen drang er, nicht blos aus wissenschaftlichem Interesse, sondern auch durch eigenes Herzensbedürfniss dazu angeregt, in die Grundsprachen der heiligen Schrift, durch tägliche Beschäftigung mit denselben, immer tiefer ein. In der theologischen Schule, in welcher er, seit Lacroix's Abreise, den Unterricht (3 bis 4 Stunden täglich) allein besorgte, machte er sogar den Versuch, seine indischen (meist verheiratheten) Schüler ins Griechische einzuführen, worin sie, wie er unterm 18. April 1842. schreibt, ziemliche Fortschritte machten. Von den neueren europäischen Sprachen cultivirte er natürlich das Englische am meisten, das er mit ziemlicher Leichtigkeit schrieb, obschon ihm

Digitized by Google

im Umgange der feinere Ton in etwa mangelte. Die von ihm englisch geschriebenen und im 'Calcutta Christian Observer' veröffentlichten längeren und kürzeren Artikel sind: 1) Recension eines Tractates von Rev. K. M. Banerjea: Wahrheit vertheidigt und Irrthum enthüllt. C. C. O. Mai 1841. 2) Beschreibung der Koles. August 1841. 3) Fragment der Missionsgeschichte im Mittelalter, meist nach Neander, seinem Lieblingsschriftsteller. September 1841. 4) Wahrscheinliche Zeit der Bekehrung Indiens. November 1842. 5) Einige Gedanken über die Urbevölkerung von Hindustan; über ihre Sprache im Allgemeinen, und über die bengalische Sprache insbesondere. Juli 1843. Kurze Zeit vor seinem Tode war er mit einer Arbeit über das Zemindar- (Staatspächter-) und Rayat-System beschäftigt, und hatte hierzu sehr werthvolle Materialien gesammelt.

Der französischen Sprache scheint er sich in Indien schriftlich gar nicht oder nur wenig bedient zu haben. Dass er eine Zeit lang mit seinen Genfer Freunden in brieflicher Verbindung geblieben ist, sehen wir aus einer Mittheilung weiter unten; doch erinnere ich mich nicht, etwas Bestimmteres hierüber gehört zu haben. Das Deutsche schrieb er in seinen Briefen, auch in der letzten Zeit, ohne auffallende Fehler, obschon er einmal darüber klagt, dass es ihm schwer falle, sich gut deutsch auszudrücken. Den anhaltendsten und gründlichsten Fleiss verwandte von Rodt fortwährend auf die Aneignung des Bengalischen und auf eine immer weiter vordringende Bekanntschaft mit der bengalischen Literatur, wozu er in Calcutta die erwünschteste Gelegenheit hatte. Die Anzahl der bengalischen Bücher, die er gelesen und zum practischen Gebrauche excerpirt hat, ist nicht unbedeutend; unter ihnen Mahâb'hârat, Râmâyana, Hitopadêsa, Prabôd'hachandrikâ, und andere bekannte grössere Nationalwerke. Auch im Sanskrit hatte er einen guten Anfang gemacht und mehrere Dichterwerke in dieser Sprache gelesen, z. B. die Bhâgavat-Gitâ. Mit den Sitten, den Gebräuchen, dem Nationalcharacter der Hindus, war von Rodt sehr vertraut, da er, ausser der bengalischen Literatur, die einschlagenden englischen Werke fleissig studirte und jede Gelegenheit wahrnahm, durch persönlichen Verkehr mit den Eingebornen seine Kenntnisse zu erweitern. Als Mitglied des Bengali-Sub-Comité der Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Tractate und Bücher, hatte er Gelegenheit, mehrere von derselben herausgegebene Schriften, unter andern auch einige poëtische, theils durchzusehen, theils umzuarbeiten. Seine zwei

Digitized by Google

einzigen bengalischen Tractate führen den Titel: Mukti-mimângsâ oder über das Heil, und K'hrîshṭêro-drshṭânto-kot'hâ, die Parabeln Christi. Wenger rühmt von dem ersten Tractate, dass er sehr werthvoll und dem geistigen Character der Eingebornen sehr angemessen sei. Ferner revidirte und veröffentlichte er eine poëtische Beschreibung der heiligen Plätze in Indien, die einen bekehrten Sanyâsi (einen Braminen der vierten Klasse) zum Verfasser hat. Ein anderer poëtischer Tractat desselben Verfassers „über die Natur des Christenthums" befand sich in von Rodt's Händen, als er starb, und es wird schwer gewesen sein, einen Mann zu finden, der die unvollendete Arbeit fertig gemacht hat. In Verbindung mit der christlichen Schulbuch-Gesellschaft stellte er eine bengalische Fibel nebst Lesestücken zusammen, ferner ein Bengali-Lesebuch, welches, ohne Zweifel, das beste bengalische Schulbuch ist, das existirt. Ausserdem schrieb er, für dieselbe Gesellschaft, eine Abhandlung über Geographie, die, bei seinem Tode, fast druckfertig war.

Zu den Eigenschaften, welche von Rodt vor anderen Missionaren in seinem schweren Berufe besonders auszeichneten, rechne ich zunächst sein unparteiisches, unverblendetes Urtheil. Die ruhige Erwägung der Verhältnisse, in denen er sich bewegte, die Beobachtung des Fortschrittes der Mission und der mancherlei Hemmungen, die ihrem Gedeihen von allen Seiten entgegentraten; endlich, das heisse Verlangen, nur wirklich gläubige, nicht Namen-Christen aus den Heiden zu gewinnen, erleichterte es ihm wesentlich, in diesen Dingen ein offenes, von Vorurtheilen und Täuschungen nicht verdunkeltes Auge sich zu erhalten. Er schlägt die Erfolge der Missionsarbeiten, vorab der seinigen, sehr gering an, ist aber der festen Ueberzeugung, dass eine Zeit der gnädigen Heimsuchung Gottes über Indien kommen werde und kommen müsse.

In einem Briefe vom 2. März 1839. schreibt er:

. . . „Ich erinnere mich, in Genf, bei meiner Ordination, gesagt zu haben, dass die Gläubigen nicht nur im Anfang, sondern auch später, wenn ich schon einige Jahre in Indien verweilt hätte, für mich beten sollten. Dies wiederhole ich nun. Ich habe jetzt Eure Gebete mehr nöthig, als im Anfang, da ich noch frisch und voll Eifer, und mehr oder weniger mit fleischlicher Hoffnung mein Amt antrat, und die (menschlich zu reden) unüberwindlichen Hindernisse nicht so genau kannte, als ich sie jetzt, in dem harten, langen, zuweilen sogar hoffnungslos und für uns nachtheilig scheinenden Kampfe, kennen zu lernen, Gelegenheit habe. Wir haben wirklich mit einem Goliath zu kämpfen, und nicht nur mit einem, sondern mit mehreren. Der Riese scheint sich vervielfältigt zu haben. Einmal

Digitized by Google

stehen uns die Heiden entgegen, die sich mit dem grossen und starken Schilde der Weltlichkeit und des Leichtsinns gegen uns vertheidigen, auch zuweilen uns mit Hohn und Spott angreifen. Welche Wunden die feurigen Pfeile des göttlichen Wortes unter ihnen anrichten, erfahren wir nie; denn die Verwundeten verbergen sich in der Menge. Dann haben wir einen andern Feind in unsern Gliedern, der Einfluss des ungesunden Klima's, das die Nerven abspannt, den Körper lähmt und uns träg und weltlich macht, auch schon mehr als einen jungen und noch ganz frischen Kämpfer durch seine vielen Bedienten, die man Fieber, Cholera u. s. w. nennt, hinweggerafft oder doch zu fernerem Kampfe untüchtig gemacht hat. Noch ein anderer, viel ärgerer Feind wohnt in unserm Herzen, nämlich die Sünde, die uns immer anklebt, zur Welt und zum Leichtsinn uns hinzieht, vom Gebet, vom Lesen des Wortes, vom Predigen zur Zeit und zur Unzeit, abhält, in ihr trügerisches Netz uns zu verstricken sucht, und leider nur gar zu oft den Sieg davon trägt. Auch der alte böse Feind, der Teufel, bleibt nicht weg; er schleicht sich in unsere Reihen und streut Kälte und Zwietracht zwischen die Brüder, so dass, wo heilige Einfalt und christliche Bruderliebe herrschen sollte, nur weltliche, nicht alle Brüder als solche umfassende Freundschaft zu finden ist. Darum kann ich wohl Euch Alle zum Gebet für mich und für die Freunde, die mit mir arbeiten, auffordern."

In einem andern Briefe heisst es: . . . . . „Meine Genfer Freunde schweigen völlig, und Wenger hat mir geschrieben, dass sie mit mir unzufrieden seien, mich im Irrthum begriffen glauben u. s. w. Ich glaube, mein Irrthum besteht darin, dass ich ihnen das Werk in Indien dargestellt habe, wie es wirklich ist, ohne es auszumalen oder zu verschönern; dass ich ihnen gesagt habe, wie so wenig von den Wirkungen des Geistes Gottes hier sichtbar, wie die Welt und das Fleisch überall, selbst unter den Christen, noch so mächtig sei; wie beinahe Alle das Ihrige suchen, nicht was Jesu Christi ist; wie viele Indier, um zeitlichen Gewinnes willen, Christen werden, oder doch wenigstens, um in der Welt befördert zu werden; wie in einer nur sehr geringen Anzahl wahre Frömmigkeit zu sehen ist. Wenn ich dies Alles gesagt habe, so muss ich es wiederholen und bestätigen. Wollte Gott, ich wäre im Irrthum! — Dessenungeachtet habe ich den Muth noch nicht verloren; denn mit dem Herrn bin ich hierher gekommen, mit dem Herrn bin ich hier, und mit dem Herrn werde ich hier bleiben. Verlassen kann ich meine Arbeit nicht, weil sie unangenehm oder entmuthigend ist. Wer die Hand an den Pflug legt und schaut zurück, kann nicht des Herrn Jünger sein." . . .

„Am 16. December 1841. . . . Das Reich Gottes geht in Calcutta seinen stillen, langsamen, für meine Ungeduld zu stillen, zu langsamen Gang. Wenige, sehr wenige Seelen bekehren sich, und unter Denen, die sich zu Christo bekennen, sind Viele Heuchler, Viele, deren Bauch ihr Gott ist."

„Am 18. April 1842. . . . Das Reich Gottes hier in Indien geht seinen stillen, langsamen Gang. Zuweilen scheint es mir, es gehe rückwärts. Zwei grosse Hindernisse stehen ihm im Wege: Die Secten und Zwistigkeiten, die das Volk Gottes zertrennen und die Feinde zum Glauben verleiten, es sei das Reich Christi mit sich selber uneins und könne nicht bestehen; — und dann der Geiz und die Geldsucht der Hindus, die an dem Reich-

Digitized by Google

thum der englischen Christen nur zu leicht Nahrung findet und sie in die fast unwiderstehliche Versuchung führt, derjenigen Partei sich anzuschliessen, die die reichste ist und die meiste Unterstützung verspricht. Und einige unserer (falschen) Brüder sind niederträchtig genug, durch Geld die Glieder anderer Gemeinen anzulocken und zu verführen; und viele haben sich verführen lassen." . . .

„Den 16. Herbstmonat (September) 1842. . . . . Die Kirche Gottes ist hier in keinem blühenden Zustande. Freilich ist die Zahl der Christen nicht unbedeutend. Ich glaube sagen zu dürfen, dass in der Provinz Bengalen allein sich etwa 10,000 eingeborne Christen befinden, oder wenigstens Solche, die sich zum Christenthum bekennen; denn wahre Christen gibt es äusserst wenige. Gott allein kennt die Herzen; aber ich zweifle, ob mehr als 500 Christen unter jenen 10,000 zu finden sind. . . . . Christus spricht: „„Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, wohl aber die Kranken."" Hier in Indien gibt es sehr Wenige, die von der Sündenkrankheit wirklich geplagt sind. Wenigstens habe ich, während meines siebenjährigen Aufenthaltes, hier noch Keinen angetroffen, der von Herzen über seine Sünden geweint und mit Furcht und Zittern nach dem Wege der Gerechtigkeit gefragt hätte. Dies ist wohl eine der Ursachen, warum das Evangelium hier in Indien nur so langsame Fortschritte macht. Die Indier sind eine Nation, die in Sünden ganz versunken ist und gar nichts weiss von Heiligkeit oder Heiligung. Da ihre Götter selbst die grössten Sünder waren, so glauben sie, sie dürften es wohl auch sein. Lügen, ehebrechen, stehlen, sind keine Sünden, oder doch nur sehr geringe, und ein Bad im heiligen Flusse Ganges genügt, um sich ganz rein zu machen. Daher scheinen alle Predigten, alles Zureden, alle Ermahnungen völlig fruchtlos zu bleiben. Sie halten sich für ganz gesund und wollen nichts vom Arzte hören." . . .

Unter manchen ähnlichen niederschlagenden Mittheilungen heben wir noch die folgenden hervor:

„Den 17. Christmonat (December) 1842. Der Leichtsinn der Indier ist über alle Beschreibung gross; ihre eigene Religion ist ihnen ein blosses Spiel, und wenn das jährliche Schwingfest (Tscharakpûdschâ) Stattfindet, wo gewisse, Gott geweihte, Leute an eisernen Haken, die in der Haut ihres Rückens angebracht sind, sich hoch in der Luft herumschwingen lassen; so ist es ganz gewöhnlich, die herzuströmende Menge sagen zu hören: „„Kommt, lasst uns den Spass mit ansehen!"" und Die, welche ihren Leib so grausam verwunden, geben als Grund ihrer Handlung an, sie thäten es, um ihren Muth zu zeigen und ein wenig Geld zu verdienen. Die ernsthaftesten Zureden, Ermahnungen und Drohungen erweichen das Herz eines Indiers nicht; er hört sie mit Gleichgiltigkeit an und vergisst sie sehr bald. Es braucht einen nicht gemeinen Grad von Geduld und Ausdauer, um unter so entmuthigenden Umständen das Werk eines Predigers fortzusetzen. Tschinsûra ist eine Stadt, etwa 10 Stunden nördlich von Calcutta. Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde dort eine Missionsstation gegründet, die seither immer von zwei, drei bis vier Missionaren besetzt blieb, die, so viel ich weiss, Alle mit Eifer das Evangelium in den Gassen und auf den Marktplätzen unzählige Male verkündigt haben. Und was für Frucht haben ihre mehr als vierzigjährigen Arbeiten getragen?

Digitized by Google

Antwort: „„Gar keine."“ Nicht ein einziger Indier wurde je in Tschinsûra bekehrt, während drei oder vier Missionare dort ihr Grab gefunden haben.

„So geht es auch mir: hundert und tausend Male habe ich das Evangelium verkündigt, und doch noch wenig Frucht meiner Arbeit gesehen. Habe ich desswegen den Muth verloren? Oder sage ich dies, um Sie zu betrüben? Das sei ferne! Es ist mir nur daran gelegen, die Wahrheit zu reden und meinen Freunden in der Schweiz die Mission in Bengalen in ihrem wahren Lichte darzustellen. Das Gemälde ist schwarz und traurig; doch hat es auch seine Lichtpuncte, wie ich Ihnen sogleich zeigen werde. Im Süden von Calcutta, etwa 2 Stunden von dieser Stadt entfernt, hat das Christenthum festen Fuss gefasst und sich ziemlich weit ausgebreitet. Ungefähr 5000 Eingeborne sind dort, während der letzten 10 Jahre, zum Christenthum übergetreten, von denen hoffentlich wenigstens der zehnte Theil aufrichtige Bekenner sind. Ich gehe jede Woche dort hin und habe ungefähr vierhundert Seelen zu beaufsichtigen, unter denen mich einige Wenige durch ihren christlichen Wandel erfreuen. Während des letzten Jahres habe ich ungefähr zwanzig in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen, so dass, unter vielen Kämpfen und Sorgen, die Wahrheit dort allmählich festen Fuss gewinnt. Sie müssen aber unsere Leute nicht mit den Christen in der Schweiz vergleichen; denn an Erkenntniss, Frömmigkeit und Eifer stehen sie weit hinter ihnen zurück. Ihrer Wenige können lesen, und die es können sind doch nicht im Stande, das neue Testament ohne Hilfe eines Lehrers zu lesen und zu verstehen. Einige jedoch lesen die Evangelien ziemlich geläufig. Es wird wohl noch viele Jahre währen und viele Mühe und Arbeit kosten, um sie auf einen höheren Standpunct zu bringen. Ihre grosse Armuth ist ein grosses Hinderniss. Wir müssen jedoch geduldig unser Werk thun und unsere Pflicht erfüllen, und den Segen vom Herrn erwarten. Aber doch kommt es mir vor, als ob Gott sein Angesicht verhülle und uns nicht segnen wolle, weil wir in unserm Amte nicht treu sind und uns noch zu sehr der Welt gleichstellen."

„Den 7. Jänner 1843. [11]) Wir müssen säen in Hoffnung und mit Thränen. N. sagt mir in seinem letzten Briefe, ich solle nur wohlgemuth sein, — dass wir ja die Bekehrung aller unserer Zöglinge gar nicht erwarten können, und dass ja nur ein Viertheil des Samens, von dem im Evangelium die Rede ist, gedieh und Früchte trug. Ich antworte: Dass selbst ein Viertheil meiner Zuhörer sich bekehren sollte, so viel habe ich nie erwartet; dass Einer von Zehn es thun sollte, ist mir auch nie in den Sinn gekommen; aber dass Einer unter Zehntausenden es thun sollte, und dass wenigstens Einer oder Zwei oder Drei unter den Tausenden, denen ich gepredigt habe, zum Christenthum übertreten würden, so viel habe ich erwartet; allein ich habe mich getäuscht.

„Doch ist mein Muth noch gar nicht gesunken; ich setze meine Arbeiten fort und werde sie fortsetzen, so lange als ich lebe; denn ich bin überzeugt, dass der Sieg doch endlich unser sein wird, und wenn wir im heissen Kampfe sterben, so werden unsere Nachfolger über unsere todten Leiber vordringen und das Panier des Kreuzes in diesem Lande aufrichten. Und der Ruhm eines Kriegers, der

Digitized by Google

fürs Vaterland kämpfend stirbt, ist nicht geringer zu achten, als der eines andern, der den Sieg davon trägt und gekrönt wird. Und meine Krone kann mir ja Niemand rauben." . . .

Diese ernste, vorurtheilsfreie Betrachtung der Wirklichkeit hinderte indessen von Rodt nicht daran, gern und bereitwillig jeden Fortschritt anzuerkennen, den er in der Missionswelt wahrnahm, wie wir oben gesehen haben. Sein, in Gott gefasster, Muth liess ihn selbst über die Gegenwart hinaus in eine Zukunft blicken, wo, nach seinen wohlgeprüften Ansichten, ein allgemeines Herbeiströmen der Heiden zu der evangelischen Wahrheit Statt finden werde. Liess es sein nüchterner Sinn auch nicht zu, dass er sich in Phantasieen erging und anstatt einer Möglichkeit eine Gewissheit annahm; so finden wir doch, in dem oben angeführten Aufsatze über den wahrscheinlichen Zeitpunkt der Bekehrung Indiens, ein speculatives Streben, das offenbar mehr von Glaubenshoffnung als von einer auf Berechnung ruhenden Zuversichtlichkeit getragen wurde. Demgemäss spricht er sich auch in seinen Briefen, freilich nur dann und wann, hoffnungsvoller aus. In einem Briefe vom 27. März 1839. heisst es unter Anderem:

. . . „Doch, Gott Lob! es gibt auch Solche, die in ihrem Herzen dem Worte Gottes beistimmen und gerne Christi Jünger werden wollten; sie haben aber noch nicht die Kraft, sich selbst zu verleugnen, die Fesseln der Welt zu durchbrechen, Allem zu entsagen, um Christo nachzufolgen. Sie fragen: „Können wir nicht Jesu im Geheimen dienen, ohne ihn öffentlich zu bekennen?" Nur sehr Wenige treten kühn hervor, achten weder Schmach noch Verfolgung, und lassen sich taufen. So lebt gegenwärtig ein junger Mann in unserem Hause, dessen Lebensgeschichte äusserst merkwürdig ist. Er ist von Rongpur, einer Stadt im Norden Murschidabads, gebürtig und lernte dort in einer Missionsschule lesen und schreiben, ohne jedoch im Geringsten für Christum gewonnen oder nur günstig gestimmt zu werden. Als er etwa 16 oder 17 Jahre alt war, verlor er mehrere seiner nächsten Verwandten durch die Cholera und fing an, sich selbst vor dem Tode und der zukünftigen Welt zu fürchten und auf Mittel der Versöhnung zu sinnen. Er wurde ein wandernder Pilger, reiste als solcher durch ganz Indien, von Assam bis zum Indus und den Himalayabergen, und besuchte unzählige heilige Tempel und Teiche, wo, nach Aussage der Braminen, die Gottheit dem Anbetenden erscheinen und ihm seine Bitte gewähren soll. Seine Wallfarten und Gebete waren völlig vergebens, und, nach vier Jahre langer Mühsal, sah er endlich ein, dass die Hindureligion falsch ist; er fing an, sie zu verachten. Er erinnerte sich an den christlichen Unterricht, den er in seiner Jugend erhalten hatte und begann zum Gott der Christen zu beten. Er hörte, dass in Calcutta viele Missionare seien und dass diese Stadt, so zu sagen, der Sitz der christlichen Religion sei. Er kam hierher, fand unser Haus, las die Bibel, wurde getauft und erhält gegenwärtig den christlichen Unterricht, nach dem er sich sehr sehnte.

Digitized by Google

Ich glaube sagen zu dürfen, dass er einst ein tüchtiger Arbeiter im Weinberge Gottes sein werde. So siehst Du, dass unsere Arbeit nicht völlig fruchtlos ist. . . .“

„Eine andere sehr erfreuliche Begebenheit trug sich vor einigen Monaten in Bengalen zu. An den Ufern des Hugly, ungefähr in der Mitte zwischen Calcutta und Murschidabab, liegt Krisnogor, eine Stadt, in der sich ein Missionar, Namens Dürr, befindet. [12]) Es hatte sich früher dort eine, meist aus Muhamedanern bestehende, Secte gebildet, die nur Einen Gott verehrte. Von dieser sind gegenwärtig 3000 zum Christenthum übergetreten. Beinahe 600 sind bereits getauft und Mitglieder der Gemeine. So nimmt das Christenthum überhand und wird auch in diesem Lande zu einem hohen Baume werden, unter dem sich die Vögel des Himmels Nester bauen.“ . . .

„Den 11. Hornung (Febr.) 1840. . . . Unsere Missionsarbeit ist hier einerseits erfreulich und segensvoll, und andererseits entmuthigend. Auf der einen Seite eilt der Götzendienst hier in Calcutta mit schnellen Schritten seinem Untergange entgegen. In den verschiedenen Schulen der Stadt erhalten ungefähr 300 junge Hindus aus den angesehensten Familien täglichen Unterricht im Englischen und in allen Zweigen europäischer Wissenschaften, und vielleicht die Hälfte derselben wird auch in der christlichen Religion unterrichtet. Ich glaube ohne Uebertreibung sagen zu können, dass von diesen 300 jungen Leuten kaum Einer aus Zehn an die Brahminenreligion glaubt. Entmuthigend aber ist es, zu sehen, dass dennoch äusserst wenige zum wahren Christenthum übertreten; die meisten begnügen sich, es im Herzen und auch mit Worten zu billigen, ohne sich taufen zu lassen. Sehr viele bleiben auch ganz ohne Religion und blähen sich mit einer seichten, nichtssagenden Philosophie auf, die sie gegen alle besseren Eindrücke und Gefühle verhärtet. Doch wird auch diese Festung vor der Gewalt Dessen, der auf dem Throne sitzt, in Staub zerfallen.“ . . .

Das nüchterne, unparteiische Urtheil, welches von Rodt in Erwägung und Abschätzung aller Verhältnisse leitete, bewahrte ihn auch vor einer, in seinem schwierigen Berufe, nur zu nachtheiligen Einseitigkeit, die wir bei vielen europäischen Freunden der indischen Literatur finden. In Europa, besonders in dem rationalisirenden Deutschland, ist man allzu sehr geneigt, die Träume von einer relativen Unschuld und natürlichen Religiosität der harmlosen Indier aufrecht zu erhalten und durch Schriften zu verbreiten. Auf den Unterlagen einer, von jedem Fremden schwer zu verstehenden und daher unendlich oft missdeuteten, Philosophie der heiligen Bücher Indiens, wird ein System erbaut, welches die seelenmörderischen Folgen des Pantheismus verhüllt oder gar in dem Lichte einer geförderteren Gotteserkenntniss und geistlichen Tiefe darstellt. Es ist daher auch nicht zu verwundern, dass, bei einer Verflüchtigung der positiven Wahrheiten des biblischen Christenthums, namentlich in den Kreisen Solcher, die

Digitized by Google

sich gern Gebildete nennen und oft es auch sind, nicht blos das Interesse an der Förderung des Reiches Gottes auf Erden abnimmt, sondern auch das negative, feindliche Element gegen den Ernst und die Heiligkeit der Bibel unzweideutig hervortritt. Mit dem festen Glauben an einen persönlichen Gott, von dem alle seine Geschöpfe abhangen und dessen unbedingtes Eigenthum wir sind, steht und fällt die innere Moralität, und alle Schulbildung vermag den tödtlichen Schaden im Herzen nicht zu heilen. Das Namenchristenthum thut's in Indien so wenig, wie in Europa; ja, es ist ein schlagender Beweis für die Wahrheit der heiligen Schrift, und zugleich demüthigend für den Stolz unserer Civilisation, dass wir in den Zügen der gebildeten heidnischen Nationen des Morgenlandes die Lineamente unserer eigenen sittlichen Zustände wiedererkennen müssen! Die Heidenwelt predigt laut; wer nur Ohren hat zu hören, und Augen zu sehen! — Von Rodt erkannte die Gebrechen und Greuel der sittlichen und socialen Zustände in Bengalen und kämpfte dagegen, nicht mit dem fanatischen Zelotismus ungebildeter Miethlinge, sondern mit der überzeugenden Ruhe eines wohl unterrichteten, seinem Heilande dienenden Mannes, der sich die Mühe gab, in die Tiefen des moralischen Elendes der Heiden einzudringen und die Wurzeln desselben zu entblössen. Er konnte daher, was wenige Missionare in gleichem Grade zu thun befähigt sind, das Annehmbare und zu Billigende in der Heidenwelt anerkennen, hütete sich aber, darüber die Wirklichkeit in einem unrichtigen Lichte zu betrachten oder die Fortschritte der Hindus in europäischer Bildung und Wissenschaft als die Macht anzusehen, welche eine Wiedergeburt der armen, unter dem schweren Druck äusserer Noth und sittenlosen Aberglaubens seufzenden, Nation herbeizuführen vermöchte. Für den Hindu, wie für den Europäer, gibt es nur in Einem Heil, und wo dieser Eine, Jesus Christus, zurückgestossen wird, da kann Glück und Segen nicht herrschend werden. Von diesen Gesichtspunkten aus müssen manche, oben bereits mitgetheilte, Aeusserungen, besonders aber auch die folgenden, beurtheilt werden, wenn man sie richtig verstehen und würdigen will.

In einem seiner ersten Briefe (vom 7. Juni 1837.) schreibt von Rodt:

. . . „Wenn ich noch ein Jahr mit Eifer und Ausdauer studire, so hoffe ich der Sprache Meister zu sein. Es ist um so nöthiger, die Sprache gut zu kennen, da die Hindus nichts weniger als Wilde sind und sehr wohl zwischen einem schlechten und einem guten Vortrag, einer richtigen und einer unrichtigen Aussprache, zu unterscheiden wissen. Einige unter

Digitized by Google

ihnen haben philosophische Ideen, über deren Tiefe selbst ein gebildeter Europäer erstaunen würde. In den vielen Schulen, die jetzt im ganzen Lande angelegt sind, lernen die Knaben Lesen, Schreiben, Englisch, Geschichte, Erdbeschreibung, Rechnenkunst, Geometrie. Dies ist die schöne Seite der Hindus. Leider sind ihre schlechten Eigenschaften gar sehr überwiegend. Es ist ein Volk ohne moralische Grundsätze und ohne Gewissen. Das ist kein Wunder: ihre Religion unterrichtet sie in der Sittenlosigkeit. Zwar finden sich hier und da schöne, rein moralische, Stellen in ihren heiligen Schriften; allein diese werden überhört, und die viel häufigeren Gedichte, die von den Schandthaten ihrer Götter handeln, prägen sich viel tiefer ins Gedächtniss ein. Eine ihrer Göttinnen wird als sehr blutdürstig geschildert, und es werden ihr jährlich zwanzig- bis dreissigtausend Menschen geopfert.

„Eheliche Treue kennen die meisten Hindus kaum dem Namen nach. Zwei oder mehr Weiber zu nehmen, gilt nicht für eine Sünde. Einige heirathen ihrer zwanzig bis dreissig, die dann meistens in ihrer Aeltern Haus bleiben, und nur bisweilen von ihrem Gatten besucht werden. ... Treue und Wahrhaftigkeit muss man von einem solchen Volke nicht erwarten. Unter Tausenden ist kaum Einer, der sich ein Gewissen daraus macht, zu lügen. In England sagt man: „Traue Jedem, bis du von seiner Unredlichkeit den Beweis hast;“ in Indien aber muss man sich's zum Grundsatz machen, Keinem zu trauen, bis man seine Redlichkeit erprobt hat, wozu es selten kömmt.

„Die Indier sind äusserst arm. Ihre Hütten, die vier bis fünf Louisd'or werth sind, sind fast ihr einziges Vermögen. Das Land ist nicht glücklich. Die Leute wissen es und sagen, die Ursache davon seien ihre Sünden; allein sie bleiben leichtsinnig und hören nicht auf, ihre falschen Götter zu verehren und ihren Verbrechen zu leben. Wie wird dies enden? Möge Gott sich über sie erbarmen!“ ...

„Den 7. Heumonat (Juli) 1838. ... Die Wissenschaften und der Unglaube machen unter den jungen Hindus grosse Fortschritte. Sie verachten die Hindureligion, sind aber zugleich, was oft der Fall ist, die leidenschaftlichsten Feinde des Christenthums. Ich bin versichert, dass in einem Jahrhundert, oder vielleicht noch eher, Calcutta dem ungläubigen Paris zur Zeit Voltaire's gleich sein wird, wenn der Herr nicht hier Hand anlegt. Ich bin öfters versucht, mich und meine Brüder, nicht in Bezug auf den Charakter, wohl aber in Bezug auf die äusseren Umstände, mit den Propheten der Juden, mit einem Esaias oder Jeremias, zu vergleichen, welche, während vierzig Jahren und mehr, das Wort Gottes verkündigten, ohne Frucht davon zu sehen. Gewiss braucht es Muth und Beharrlichkeit, um zu thun, was sie gethan; ihr Werk war aber nicht weniger herrlich, als das Werk eines Petrus, dessen Predigt also gesegnet war, dass mehrere Tausende, an Einem Tage, durch sie der Kirche Gottes hinzugefügt wurden. Andererseits glaube ich immer, es habe auch in diesem Lande der Herr seine sieben tausend, die ihre Kniee nicht mehr vor Baal beugen, und die früher oder später werden offenbaret werden. Ich glaube, es gibt einige stille, nachdenkende Leute, die die heilige Schrift lesen und an unserer Predigt Gefallen finden. Es gibt vielleicht 500 bis 1000 bekehrte Hindus in

Digitized by Google

Calcutta und der Umgegend; sie sind aber weder so thätig, noch so geistig, wie die Neubekehrten der Schweiz es gewöhnlich sind." ...

Es ist kein ungewöhnlicher Vorwurf, welchen man den protestantischen Missionaren in den östlichen Weltgegenden macht, dass sie der Politik Englands dienen und derselben einen ungebührlichen Vorschub leisten. Diese Anklagen sind besonders von ungläubigen Reisenden, Weltumseglern und von Missionaren der katholischen Kirche, zumal Frankreichs, erhoben worden. Darüber ein gerechtes Urtheil zu fällen, in wie weit solche Vorwürfe begründet sind, und in wie weit sie persönlichen Vorurtheilen ihre Entstehung verdanken, möchte ausserordentlich schwierig sein, wenn besonnen zu Werke gegangen werden soll. Allein es liegt sehr nahe, dass Missionare, denen, in der Ausübung ihres überaus schwierigen Berufes, Seitens einer Regierung keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden, denen vielmehr die politische Macht schützend zur Seite steht, einen hohen Grad von Dankbarkeit gegen ein solches Regiment fühlen und denselben auch gelegentlich aussprechen. Von Rodt drückt, in seinen Briefen, wiederholt die Freude darüber aus, dass Indien, durch das Ansehen der englischen Macht, eines, dem Evangelium günstigen, Friedens geniesse und der Verkündigung des Heiles in Christo dadurch eine weite Thüre aufgethan sei, — während es ihm ein Gegenstand heisser Sehnsucht bleibt, dass auch die Thüre der Herzen, durch Gottes Allmacht, möge aufgeschlossen werden. Auch hat er wichtige Gründe, den politischen Ereignissen zu folgen, die ihn, nicht bloss als Geschichtsfreund, interessiren, sondern ihn als Christen, der die Zukunft seines Herrn erwartet, mit der Hoffnung der Vollendung des Reiches Gottes erfüllen. Seine Stellung zu den, in seiner Nähe sich ereignenden, Weltbegebenheiten gibt er in einem Briefe (vom 16. Septbr. 1842.) selbst an.

„Ich will damit anfangen," schreibt er, „Ihnen einige politische Nachrichten von Indien zu geben; denn wir leben gegenwärtig in gar wichtigen Zeiten, und da Gottes Finger die Welt regiert, so ist selbst für einen Bürger des Himmels Bekanntschaft mit der politischen Welt nicht unwichtig."

Natürlich musste sein Blick in jener Zeit ganz besonders auf China gerichtet sein.

„Vor drei Tagen," schreibt er am 13. Septbr. 1840, „erhielten wir die ersten Nachrichten von der Flotte, die nach China abgesegelt ist. Sie erreichte glücklich die Gestade von Canton und liess dort fünf Schiffe zurück, um den Hafen zu blokiren; die übrigen Schiffe, mit dem Admiral und dem grössten Theile der Truppen, segelten weiter, gegen Norden zu: Niemand weiss, wohin. Wir alle wünschen der Unternehmung, von ganzem

Digitized by Google

Herzen, einen glücklichen Ausgang und hoffen, dass durch diesen Krieg dem Evangelium ein Eingang in das unermessliche chinesische Reich verschafft werde. Denn so lange der Stolz der Chinesen nicht gebeugt ist, und christliche Nationen auch in politischer Hinsicht in China keinen Einfluss haben, kann, wie die Erfahrung lehrt, für das Evangelium dort sehr wenig geschehen. Gützlaff, der berühmte Missionar, ist auch mit der Flotte, und zwar auf dem Admiralschiff als Dolmetscher, abgereist." ...

„Den 15. Hornung (Febr.) 1842. ... Ich habe Ihnen einige Neuigkeiten mitzutheilen, die Sie interessiren werden. Ich will mit welthistorischen Begebenheiten anfangen. Die englischen Waffen sind diesen Winter in Cabul sehr unglücklich gewesen: ein furchtbares Unglück hat die Engländer dort betroffen. Die ganze Armee, 5000 Mann stark, mit 7000 Mann, die als Bediente und Arbeiter folgten, ist niedergehauen worden; ein einziger Officier, ein Dr. Brydon, entwich und langte verwundet in Jellalabad an. Das Ausführlichere werden Ihnen die Zeitungen melden. Das Land ist jetzt, des Schnees wegen, geschlossen; allein es heisst, dass, sobald der Frühling anbricht, eine neue Armee in Cabul vordringen und dort einen Vernichtungskrieg anfangen werde.

„Im Osten, in China, rüstet man sich auch zum Kriege, und es heisst, sobald die Verstärkungen, die man von England erwartet, ankommen und der Süd-Passatwind wieder zu wehen anfängt, werde die dortige Armee direct nach Peking vorrücken. Dieses neue Jahr wird also, in manchen Rücksichten, ein wichtiges sein. Wahrscheinlich wird das ganze Land Cabul mit Beludschistan völlig unterjocht und den Briten unterthänig werden, und so wird der Religion des falschen Propheten wieder eine tiefe Wunde geschlagen werden und ein neuer Weg für die Fortpflanzung des Evangeliums offen stehen. ... Auch China wird wahrscheinlich die Uebermacht der Königin Victoria anerkennen müssen und in Zukunft Europäern den Zutritt in ihr Land nicht mehr verbieten dürfen. So weichen allmählich und werden vernichtet alle Mächte, die dem Christenthum entgegenstehen, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo die ganze Erde christlicher Botmässigkeit unterworfen sein und dem Evangelium offen stehen wird. Dann kann das Ende nicht mehr fern sein." ...

„Den 16. Herbstmonat (Septbr.) 1842. ... Hier in Bengalen leben wir in tiefem Frieden, und ein Heer von kaum 10,000 Soldaten hält ein Volk von 30 Millionen Indiern mit der grössten Leichtigkeit im Zaum. Nicht ganz so ruhig sieht es in den benachbarten Ländern aus. Im Westen zieht sich jetzt, auf Befehl des Gouverneurs, ein Heer von 20,000 Mann zusammen; aber Niemand weiss, warum diese Massregel getroffen wird. In Central-Indien sind die verschiedenen Könige reif zur Empörung; jedoch wird es leicht sein, sie zu unterdrücken. Im Punjab sieht es gar unruhig aus, und der dortige König hat den General-Gouverneur um Hilfe angesprochen, da er sonst fürchte, den Thron und den Kopf zu verlieren. Einige sagen, die sich jetzt sammelnde Armee sei zur Eroberung dieses grossen und volkreichen Landes bestimmt. Im Westen des Indus hat der Krieg von neuem angefangen, und sein Ausgang wird für ganz Indien äusserst wichtig sein. Zwei Armeen sind wieder auf Cabul losgerückt, sollen in wenigen Tagen dort eintreffen und an der armen Stadt furchtbare Rache

Digitized by Google

ausüben. Nachher sollen beide Armeen nach Indien zurückkehren und das Land der Afghanen seinem Schicksale überlassen.

„Im Osten, in China, ist der Krieg noch lange nicht zu Ende. Die Engländer sind immer siegreich, können aber auf das ungeheure Reich keinen Eindruck machen. Der Kaiser behandelt die Engländer noch immer mit der grössten Verachtung. Doch erwartet man in wenigen Tagen die Nachricht von der Einnahme der Stadt Nanking, die eine der grössesten und wichtigsten des ganzen Reiches ist. Ob aber die englische Regierung im Sinne hat, einen neuen Kaiser dort einzusetzen, weiss ich nicht, glaube aber, es sei gar wohl möglich. Eines scheint mir gewiss, dass das Ende des uralten Kaiserthums China gekommen ist und wir es wohl noch erleben werden. Dieses Reich ist das letzte grosse heidnische Reich, das noch nicht unter christliche Botmässigkeit gebracht ist, und seine Eroberung wird uns der Erfüllung mancher Weissagungen nahe bringen und ein Drittheil der Welt, das bisher dem Evangelium verschlossen war, den Verkündigern desselben öffnen." . . .

Das war es, was von Rodt allein an die Politik fesselte: an den Zeichen der Zeit wahrzunehmen, ob der grosse Morgen der Vollendung des Reiches Gottes bereits dämmere. Bei aller, dem Schweizer so natürlichen Vaterlandsliebe und bei dem innigsten Antheil, welchen er an den Geschicken des heimatlichen Bodens nahm, beschäftigte ihn dennoch die Politik desselben nie, obschon vorausgesetzt werden darf, dass die Briefe seines Vaters an ihn öfter von den Wirren der Schweiz werden gehandelt haben. Das Schweizerheimweh mag er wohl nur im Anfange seines Aufenthalts, in der Einsamkeit zu Sunamuky, kennen gelernt haben. Die Freunde und Brüder in der alten Heimat waren und blieben ihm immer gleich werth, und wenn er dann und wann die Frage aufwirft, ob er sein Vaterland wieder sehen werde, so geschieht dies doch nur in der Sehnsucht nach diesen seinen Verwandten und Brüdern.

„Ja wirklich," schreibt er in einem Briefe (1840), „fühle ich es, dass für mich gebetet wird, und obschon mich das Heimweh nie plagt und mir Bruder Lacroix Mangel an Vaterlandsliebe vorwirft, so vergesse ich doch die lieben Freunde, Brüder und Gemeinen in der Schweiz nicht, und werde sie nicht vergessen, weil die Bande des Geistes uns vereinigen. Was die Thäler und Berge der Schweiz anbetrifft, so frage ich nicht viel nach ihnen; denn selbst dort, als ich noch in und auf ihnen umherwandelte, fühlte ich ein Sehnen in meinem Herzen, das ich nie befriedigen konnte." . . .

„Den 18. April 1842. . . . O, wie gern möchte ich mich an der warmen Liebe und in dem regen Leben der Schweizer Gemeinen erwärmen und neu beleben! Doch ist es vielleicht nicht recht, einen solchen Wunsch zu hegen; denn alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe, Leben und Licht kommt von Oben herab und muss am Quell selbst geschöpft werden.

Digitized by Google

O, möchte doch der Herr seinen Geist über die dürren Gebeine Indiens ausgiessen! . . .

„Es ist heute gerade 6 Jahre, seit ich hier in Indien landete. Die Zeit ist wie ein Traum dahingeflohen. Trübsal und Freude, Arbeit und Ruhe haben stets abgewechselt; aber der Früchte meiner Arbeit habe ich wenige gesehen. Tod, geistlicher Tod herrscht überall, auch mehr oder weniger in meinem eigenen Herzen. Werde ich wohl mein Vaterland wiedersehen? Ich sehne mich nicht sehr darnach: mein Vaterland ist droben! Doch möchte ich gerne meine Verwandten und Freunde und Brüder wieder sehen." . . .

„Sei getrost, mein theurer Bruder," schreibt er am 19. April 1842. an seinen Bruder Karl, „und fürchte Dich nicht; denn der Herr ist mit Dir! Kämpfe den guten Kampf des Glaubens gegen alle Feinde, die die Kirche von aussen und von innen bestürmen. Wann, ach! wann darf ich Euch hienieden noch wiedersehen? Ich wünsche sehr, Euch zu besuchen und einmal noch ein Paar Monate bei Euch zuzubringen und dann in mein neues irdisches Vaterland zurückzukehren, das mir auch lieb ist, um meines Wirkens willen. Ja, ich hoffe in Indien meine Gebeine zu Ruhe zu legen; doch möchte ich gerne noch vorher den Herrn in diesem Lande verherrlichen und dazu mein Leben nützlich anwenden."

Für das Gefühl wahrer Freundschaft und christlicher Bruderliebe war von Rodt sehr empfänglich; aber er schloss sich erst dann vollständig an, wenn er den Freund als solchen erkannt hatte. Auf blosse Bekanntschaften legte er keinen besonderen Werth, wesshalb sein Wesen, im gewöhnlichen Umgange, etwas Zurückhaltendes oder Kühles an sich hatte; wenn er aber einmal in ein Freundesverhältniss wirklich eingetreten war, so war er ein warmer, zuverlässiger Freund und öffnete dem Gleichgesinnten gern sein Herz ganz. — Selten möchte es wohl in den Führungen der Menschen liegen, dass zwei so eng verbundene Freunde, wie von Rodt und Wenger waren, von den verschiedensten Wegen auf ein ähnliches Arbeitsfeld berufen, bei zum Theil abweichenden Ansichten in nicht ganz untergeordneten Puncten, einer so ungetrübten Freundschaft sich erfreuen. Wenger war auch dem Schreiber dieses genau befreundet. Bei einem reichen Talente und einer sehr entschiedenen Glaubensrichtung, musste er längere Zeit hindurch in grosser Abhängigkeit leben und konnte nicht so unangefochten, wie von Rodt, nach zurückgelegter theologischer Prüfung, seiner besondern Ueberzeugung folgen. Es würde zu weit führen, zu erzählen, nach welchen wunderbaren Führungen, Wenger Baptist wurde und, im Dienste der englischen Baptisten-Missionsgesellschaft, im October 1839.

Digitized by Google

nach Calcutta kam, wo ihn sein alter Schulfreund schon so oft herbeigewünscht hatte.

„Wie gerne, schreibt von Rodt an Wenger (den 27. März 1839.), wollte ich Dich zur Seite haben; denn, wie Du sagst, es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei, und in Europa geht dies noch besser an, als in Indien, wo man den grössten Theil des Tages, wegen der unausstehlichen Hitze, im Hause eingeschlossen bleiben muss, und wenn man da keine Gesellschaft hat, so wird man leicht traurig und missmuthig. Doch des Herrn Wille geschehe! Ich bin gar sehr begierig, zu vernehmen, was denn aus Dir werden wird, und wo der Herr Dich hingestellt hat. O, welche Freude es für mich sein würde, Dich hienieden noch einmal zu sehen! Wird sie mir wohl gewährt werden? Das Leben ist so ungewiss, und vielleicht wird mein oder Dein Lebensfaden bald abgeschnitten." . . .

In einem späteren Briefe schreibt er:

„Die Aussicht, in zwei Monaten Wenger hier zu sehen, ist der Gegenstand sehr grosser und täglich neu wiederholter Freude für mich. Ich bete oft zu Gott, dass Er seine Ankunft und seinen Aufenthalt hier für mich und für Viele reichlich segnen möge. Er verliess England am 20. Juni, und, wenn er eine glückliche Reise hat, so kann ich ihn Anfangs October erwarten."

In einem noch späteren Briefe heisst es:

„Das Schiff „Plantagenet" hat mir Ihr Paket und Ihren Brief richtig überbracht. Mit demselben Schiffe ist mein theurer Freund Wenger, mit noch sieben andern Missionaren, nach einer kurzen und glücklichen Reise von drei Monaten, gesund und wohlbehalten hier angekommen. Das Wiedersehen meines theuern Wenger, nach einer Trennung von sechs Jahren, war ein freudiges. Sein Herz ist mir treu geblieben." . . .

Wenger's Arbeitsfeld war gleich zu Anfang ein so ausgedehntes, dass nur seine ausserordentliche Begabung, seine stille Ausdauer und Hingabe an den Herrn, dem er diente, ihn nicht sofort erliegen liess. Eine liebevolle Gattin stand ihm zur Seite und gewährte ihm die Pflege, deren sein Freund von Rodt auch bedurft hätte; von Rodt sah die Lieben „oft und gern," wie er 1842. schreibt, und freut sich, dass die alte Freundschaft nicht erloschen sei, obschon die Freunde nicht dasselbe Arbeitsfeld bestellten. Die Baptisten-Mission in Calcutta hatte damals allein 5 bis 6 Pressen im Gange, die ausschliesslich das Wort Gottes oder Tractate druckten. Ausserdem gingen auch christliche Zeitschriften aus dieser Buchdruckerei hervor, z. B. The Calcutta Christian Observer, seit 1832; The Calcutta Advocate, The Calcutta Missionary Herald, der besonders Mittheilungen über den Fortschritt der Baptisten-Mission enthielt, und andere periodische Blätter. Mit diesen Publicationen hatte Wenger viel zu thun, namentlich mit dem Herald, den er allein redigirte. Die Landgemeinen der Baptistengesellschaft in Nursigdarchok, Lukhantipur und Khari

Digitized by Google

wurden zwar von Nationalgehilfen bedient und geleitet; allein die Aufsicht über dieselben lag Wenger ob und bildete keinen kleinen Theil seiner Beschäftigung. Seine Hauptarbeit indessen bestand in einer neuen Bearbeitung und Herausgabe der bengalischen Bibelübersetzung, worin er den Missionar Yates unterstützte. Dieser war der Verfasser der ursprünglichen Uebersetzung, die nunmehr verbessert erschien. Wenger's Aufgabe war es, diese Uebersetzung, während des Druckes, mit den Originaltexten genau zu vergleichen und mit einer Sammlung von Parallelstellen zu versehen, ein Werk, das eine jahrelange, ununterbrochene Anstrengung erforderte, jetzt aber, wenn ich nicht irre, vollendet ist.

Die Freunde wohnten weit auseinander, in dem grossen Calcutta, und konnten daher nicht so oft des Umgangs geniessen, wie sie wünschten, selbst wenn einzelne Musestunden ihre angestrengten Arbeiten unterbrachen. Ein schöner Beweis aber ihrer echt christlichen Freundschaft ist der, dass die Verschiedenheit ihrer religiösen Ansichten dieselbe nicht erkältete oder auflöste. Wenger war, mit voller Ueberzeugung, Baptist. Die Baptisten aber sind, in Beziehung auf Verfassung, nicht so weitherzig, wie die Independenten; die Hervorhebung des Taufdogma's, zur Unterscheidung von andern christlichen Parteien, bringt dies mit sich, und je eifriger und stricter die Mitglieder dieser Gesellschaft waren, um so mehr musste ein bestimmter Exclusivismus sich geltend machen. Die beiden Freunde wurden hierdurch nie in ihrem guten Vernehmen gestört, und ich glaube nicht unrichtig zu urtheilen, wenn ich behaupte, dass dies durchaus ungetrübte Verhältniss besonders durch von Rodt's liberale Grundsätze aufrecht erhalten wurde. Wir sahen schon oben, wie er von dem Sectengeiste der bischöflichen, exclusiven Kirche zu leiden hatte; es mochte ihm auch oft schwer werden, andern Parteien gegenüber die christliche Bruderliebe ungefärbt und warm zu erhalten. Dies war indessen sein eifrigstes Streben, und in dem Masse als er an Erfahrung wuchs, nahm auch seine Katholicität zu, die es ihm gestattete, den Christen aller Parteien in Herzlichkeit die Bruderhand zu reichen. Die Einheit der gläubigen Kirche (und eine andere konnte von Rodt nicht anerkennen) stand ihm höher als jede Verfassung und Lehrmeinung, ohne dass er dabei in den Weg der Gleichgiltigen gerathen wäre. Bruderliebe aus Heilandsliebe war der Mittelpunct seines practischen Christenthums, von dem er nicht liess, zu dem er immer wieder zurück kehrte. Nach dem richtigen Verständnisse und Begriffe, war ihm alles Dasjenige

Digitized by Google

Secte, was diese Einheit in der Liebe Christi und der Brüder störte. Die folgenden Stellen aus seinen Briefen sind schöne Beweise für diesen seinen rein evangelischen Standpunkt.

„Den 8. August 1840. . . . Man macht mir ein ziemlich finsteres Gemälde von dem Zustande meines lieben Vaterlandes. Jedermann will frei sein; aber die wahre Freiheit, die der Sohn Gottes uns erworben hat, wird verachtet. Wenn er kommen wird in den Wolken, werden Aller Kniee vor Ihm sich beugen und jede Zunge wird bekennen, dass Er Herr und König ist; dann werden seine Gläubigen mit ihm herrschen, und die Welt wird schweigen. Dann werden wir unsere Häupter erheben, und Niemand wird uns verachten.

„Was machen die lieben Gemeinen in der Schweiz? Liebt man sich noch? Ist man vereinigt? Erbaut man sich? — Ich fürchte, wir werden hier bald Krieg mit den Täufern haben, nicht wegen der Kindertaufe, sondern wegen des Wortes „Taufe". Sie behaupten, das Wort bedeute immer und an allen Orten nur „untertauchen", und Diejenigen, die nicht untergetaucht seien, seien nur halbe Christen. Ich bin übrigens kein Feind ihrer Ansichten; ich theile sie selber zum Theil; aber ich hasse ihren Sectengeist." . . .

„Den 16. Christmonat (December) 1841. . . . Wenig, sehr wenig Neues hier in Calcutta. Alles geht seinen alten Gang. Die Religion Jesu gewinnt ganz gewiss Grund, obschon nicht so schnell, als wir ungeduldige Menschen es wünschen möchten. Der Sectengeist ist leider auch hier mächtig und trennt und schwächt die Gemeine Gottes. Ich selber stehe in der Mitte aller dieser Parteien, ohne mich zu irgend einer zu bekennen; ich reiche ihnen allen, so weit es sich thun lässt, die Bruderhand, bin aber oft in Verlegenheit, wie ich mit einem Jeden umgehen soll. . . .

„Viele Grüsse an unsere Brüder. Ich lasse ihnen sagen, Eins zu sein, nicht um Kleinigkeiten zu streiten, nicht immer zu dogmatisiren, sondern desto mehr zu practiciren; denn Disputiren hat kein Ende: es ist aber wenig nütze; die Liebe erbauet. Warum wollt Ihr immer etwas Neues in dem Worte Gottes finden? Folget dem alten einfachen Wort, das Euch selig macht. Einigkeit macht Euch stark. Seid im täglichen Leben auch in Kleinigkeiten getreu; erfüllet gewissenhaft Eure Pflichten, seid demüthig, haltet wenig von Eurer eignen Weisheit, die sehr gering ist, liebet Alle, und gehet still Euern Weg nach dem himmlischen Zion. Die Welt, und auch die Kirche Christi in dieser Welt, ist voller Mängel und Gebrechen; die vollkommne Kirche ist droben." . . .

„Den 16. Herbstmonat (September) 1842. Was sagen Sie von der neuen Secte der Plymouthbrüder? Ich billige sie in vielen Puncten, werde mich aber nie an sie anschliessen. Sie sind wahre Separatisten, die die Kirche Gottes zerspalten und eine neue Ordnung einführen wollen, indem sie vorgeben, der heilige Geist solle ihr einziger Führer sein. Ich frage: „Haben sie allein den heiligen Geist erhalten?" und warum verachten sie ihre Brüder, die doch Eines Herrn Diener sind? Wehe aber Denen, die den Tempel Gottes zerstören! . . . Hier haben wir mit den Geistlichen der bischöflichen Kirche zu kämpfen, die sagen, wir seien keine Geistlichen,

Digitized by Google

sondern nur christliche Lehrer. Ich gebe dies gerne zu, sage aber, dass es Sünde sei, sich Priester zu nennen, wie jene es thun, da unter dem neuen Bunde nur Ein Hoherpriester ist, unser Herr Jesus Christus." . . .

„Den 17. Christmonat (December) 1842. Es that mir sehr leid, zu vernehmen, dass es dem Teufel gelungen ist, in den Gemeinen der westlichen Schweiz Zwietracht anzurichten. Der Teufel verkleidet sich oft in einen Engel des Lichts, und Christen, auch weit geförderte Christen, entgehen seiner List nicht immer. Wie thöricht ist es, um unwichtiger Kleinigkeiten willen, die Einheit der Kirche zu zerstören. Wir finden nur wenige Andeutungen in der heiligen Schrift hinsichtlich der Verfassung einer christlichen Gemeine, und auch diese scheinen nicht gleichförmig zu sein, und es ist meine Ueberzeugung, dass die Verfassung einer Gemeine nach Umständen ändern mag. So sehen wir, dass die Gemeine in Jerusalem eine, wenn ich mich so ausdrücken darf, aristokratische Verfassung hatte, während die Verfassung der Gemeine von Korinth sich mehr einer Demokratie näherte, und die Gemeinen hier in Bengalen, denen ich vorstehe, sind, so zu sagen, monarchisch." . . . (S. oben S. 31.)

„Den 7. Heumonat (Juli) 1838. . . . Lass Dich durch die, unter den Christen herrschenden, Verschiedenheiten von Ansichten nicht beunruhigen. Liebe sie Alle; verachte Keinen, auch den nicht, der im Irrthum ist; sei treu auf Deinem Posten! . . .

„Den 18. April 1842. . . . Ueberall Gährung, überall Krieg und Kriegsgeschrei. Auch in der Kirche Gottes herrscht nicht Ruhe, und die Liebe ist in Vielen erkaltet. Zwistigkeiten und Parteiungen nehmen überhand, und bald wird der Christ nicht mehr wissen, wohin sich wenden. Doch der Herr ist ein Fels und ein sicherer Zufluchtsort. . . .

„Wenn doch die Leute nicht immer um die Schale streiten und den Kern vernachlässigen wollten! Man disputirt über Kirchenverfassung, Taufe, Wiedertaufe, Ordination u. s. w., und vergisst Gerechtigkeit, Freude und Friede im heiligen Geist. Wenn ich auch alle Geheimnisse wüsste und alle Schätze der Welt besässe und hätte die Liebe nicht, so wäre mir das Alles nichts nütze. . . .

„Es wird mir oft bange in dieser Welt, und es kommt mir vor, als wäre ich auf einem stürmischen Ocean, in dunkler Nacht, ohne Gefährten, in einem gebrechlichen Kahne. Doch sage ich dann zu mir selber: Rudere wacker fort: das Licht wird bald durch die Wolken brechen!" . . .

Der Geist des gläubigen Gebetes ist zu allen Zeiten ein mächtiger Bundesgenosse treuer Missionare gewesen und noch heute ist es das Vorrecht der Kinder Gottes, im stillen Kämmerlein vor Gott Siege zu erkämpfen, die, früh oder spät, in ihren segensreichen Folgen, zum Besten der Kirche, an den Tag kommen. Der Mensch aber wird nicht als Beter geboren; er muss an seinem eignen und Anderer Bedürfniss und Unvermögen bitten lernen, durch und in dem heiligen Geist; er muss das Gebet üben als die rechte Kunst göttlichen Lebens, und die Glaubenshand

Digitized by Google

kräftig ausstrecken lernen, um zu ergreifen, was er erfleht. Wir sahen bereits oben, in von Rodt's erstem Briefe, dass er das Geheimniss des Gebets kannte und ein Gebetsleben führte. Schon als Knabe soll er sich, wenn mein Gedächtniss mich nicht irreleitet, in den einsamen Baumgängen der alten Probstei zu Münster, vor seinem Gotte auf die Kniee geworfen haben; als Jüngling gehörte er einem Gebetsvereine Studirender an: — ist es zu verwundern, dass er als Mann, in der Ausübung einer Berufspflicht, die der Anfechtung, Noth und Trübsal viel mit sich führte, in der Gebetsschule gross gezogen wurde und, vor Allem, von seinen gläubigen Brüdern in der Schweiz ihre Fürbitte, ja ihr brünstiges Flehen für ihn und sein Werk fortwährend begehrte? In mehr als einer der angeführten Stellen, lasen wir, wie angelegentlich von Rodt sich dem Gebete der Gläubigen empfiehlt, halten es aber dennoch für gut, um zu einer immer klareren Anschauung seines echt christlichen Characters zu gelangen, noch einige weitere Auszüge folgen zu lassen.

. . . „Fast möchte ich Gott bitten," schreibt er am 2. März 1839. „dass er Euch diesen Brief sicher und schnell zuführen wolle, und dass die Antwort noch viel schneller zurückkäme; denn mich verlangt gar sehr, von Euch Allen Nachrichten zu erhalten, zu wissen, ob Ihr Alle noch am Leben seid, ob ich noch in Eurem Gedächtniss, in Eueren Herzen und Gebeten lebe, und ob auch neue Seelen zum Leben gekommen seien. O, wie gerne möchte ich zuweilen nur ein kleines Stündchen mit Euch zubringen, mich mit Euch unterhalten und von unserm Herrn reden und meine Herzensangelegenheiten Euch kundthun, wie ich es früher oft that. Allein diese glückliche Zeit ist vorüber, und ein Brief kann eine solche Unterhaltung nicht ersetzen; denn ist er einmal aus meinen Händen, so weiss ich nicht, in wie viele andere er noch kommt. Mein Inneres, der Zustand meines Herzens, ist ein Geheimniss, welches einem oder zwei Freunden mitzutheilen, wahrer Genuss ist; allein es zum Gemälde zu machen, das jeder Neugierige beschauen mag, dazu kann ich mich nicht entschliessen. — Nur so viel kann ich sagen, dass ich Eures Gebetes gar sehr bedürftig bin. . . . Auch der alte böse Feind, der Teufel, bleibt nicht weg" u. s. w. S. S. 47.

„Den 13. Herbstmonat (Septbr.) 1840. . . . Geliebter Bruder, geliebte Brüder und Freunde, betet für mich, ich wiederhole es, betet für mich, nicht, dass es mir wohl ergehe in dieser Welt, sondern, dass ich meinen Mund aufthun möge zu freimüthiger Verkündigung des Evangeliums, und dass ich heilig und untadelhaft sein und bleiben möge in dieser gegenwärtigen argen Welt; betet, dass dem Worte Gottes eine grosse Thür aufgethan werde und durch dieselbe viele Heiden ins Reich Gottes eingehen. Das Gebet des Gerechten vermag viel; desswegen wiederhole ich: betet, betet, dass Christi Reich komme überall und besonders auch hier in Ben-

Digitized by Google

galen und in Calcutta! Diese Worte habe ich an die Gemeine Christi, die sich in Bern versammelt, gerichtet." . . .

„Den 13. October 1841. . . . Ich habe mir vorgenommen, in Zukunft viel treuer und eifriger für den Herrn zu wirken; allein der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach und zieht mich beständig in die Welt zurück. Wenn wir diese irdische Hülle, die uns so lieb ist, werden ablegen dürfen, oder müssen, dann werden wir glücklich sein. Bis dahin müssen wir mit Fleisch und Blut kämpfen und oft verwundet, oft überwunden werden, bis der Tod, der mächtige gefürchtete Tod, uns Hilfe bringt. Unterdessen lasst uns streben, freudig und wohlgemuth durch dieses Erdenthal unsere Pilgerschaft fortzusetzen. Kummer und Sorge sind zwei Begleiter, von denen man sich mit aller Macht losmachen muss. Das Feld, auf dem wir arbeiten, ist hart und unfruchtbar; die Hitze ist gross, die Arbeiter wenig und schwach, und Gott scheint uns den kühlen Wind seines Segens zu versagen. Doch, es nützt nichts, zu klagen. Beten müssen wir. Beten Sie auch für mich; ich weiss, Sie thun es täglich." . . .

Eine der schönsten Aeusserungen über seine herzliche Frömmigkeit und aufrichtige Katholicität enthält Wenger's Memoir in folgendem Auszuge aus einem Briefe:

„Heute hatte ich einige wahrhaft gesegnete Augenblicke, da ich im Stande war, mit mehr Inbrunst, als gewöhnlich, zu beten. Und sicherlich, der Herr muss mich erhören; denn meine Heiligung ist auf dem Spiele, und es ist sein Wille, dass ich heilig sein soll. O, dass ich, von meinem innersten Herzen, nach Heiligkeit begehrte, mit einem starken, standhaften Verlangen! Aber die Sünde, die in meinen Gliedern wohnt, ringt mit all ihrer Macht dagegen. Doch soll die Sünde unter die Füsse getreten werden; ja, Liebe soll den ersten Platz einnehmen. Liebe ist das Band der Kirche Gottes. Glaubensbekenntnisse und Verfassungen sind nur unvollkommene und zeitliche Bande der Vereinigung, die kaum diesen Namen verdienen; aber Liebe vereinigt für immer. Liebe ist ein mächtiger Kriegsmann, der Mauern und Schanzen erstürmt, siegreich über Alles, wenn sie eingeflösst und genährt ist durch den Geist Gottes. Meinungsverschiedenheiten setzen der Liebe keine Schranken: sie bricht sich Bahn in das Herz eines Jeden, der aus Gott geboren ist." . . .

Diese wohlwollende, christlich brüderliche Liebe war es auch, die ihn so stark an die Mitglieder seiner theologischen Schule fesselte und dem Lehrer, wie den Lernenden, zum reichen Segen wurde. Es mag vielleicht dem Einen oder Andern, der diese Zeilen liest, eigenthümlich scheinen, dass von Rodt auf seine Verbindung mit wenigen, des Unterrichtes und der Anleitung so bedürftigen und weit unter ihm stehenden Eingebornen, eine so grosse, aufopfernde Sorgfalt verwandte. Die Beurtheilung wird indessen eine andere Gestalt gewinnen, wenn wir in Anschlag bringen, dass eben diese Nationalgehilfen die eigentlichen Träger

Digitized by Google

der mündlichen Predigt unter den Hindus sind, und, damals, in Calcutta sich, unter einer grossen Anzahl von Missionaren, vielleicht dreissigen oder mehr, nur ihrer fünf befanden, die bengalisch predigen konnten, was noch nicht sagen will, dass sie im Stande waren, sich allgemein verständlich auszudrücken; nächst von Rodt sprach Lacroix das Bengalische am besten und geläufigsten.

Es war mithin überaus wichtig, die angehenden Prediger aus den Eingebornen nicht blos einzuführen in das Verständniss der christlichen Heilswahrheiten, sondern dies, wo möglich, auch in ganz nationaler Weise zu thun. Im vertrauten Umgange mit den Grundtexten der heiligen Schrift und in der Meisterschaft, mit welcher von Rodt sich des Bengalischen bediente, das er besser schrieb und sprach als seine erwachsenen Zöglinge, hatte er zwei wirksame Gehilfen beim Unterricht, denen es wohl zuzuschreiben ist, dass seine „lieben Studenten", wie er sie gern nannte, „mit Lust und Freudigkeit" lernten und gute Fortschritte machten. Auch hatte er, aus seiner eigenen Studienzeit in Genf, nicht vergessen, wie segensreich ein Lehrer wirkt, der sich mit seinen Schülern, in den innersten Lebensinteressen, unter dieselbe Regel des practischen Glaubenslebens stellt. Diese Erinnerung mag ihn dazu geführt haben, für seine Studenten und mit ihnen, eine eigene Betstunde einzurichten.

„Ich habe," schreibt er am 16. Christmonat (Decbr.) 1841, „vor einiger Zeit eine Betstunde angefangen. Meine Studenten und drei unserer früheren Studenten, die gegenwärtig als Prediger angestellt sind, besuchen dieselbe. Wir versammeln uns alle Dienstag Abends um sieben Uhr, lesen und beten mit einander und unterhalten uns nachher über das Reich Gottes und berathen uns über die Mittel, es weiter zu verbreiten. Der Herr hat diese kleine Versammlung bereits gesegnet, und ich glaube, er werde sie noch mehr segnen, wenn wir im Gebete nicht müde werden.

Jesus ist uns immer nah!
Uns allhier und Euch allda.
Lasst uns lieben,
Lasst uns üben,
Aller Orten und in Allem
Ihm alleine zu gefallen."

Seine kindliche Stellung in diesem Gebetsvereine konnte von Rodt nicht besser bezeichnen, als durch diese Schlussreime, welche das Erste sind, was er als Kind auswendig gelernt hat. So treu haftet die Wahrheit im Gemüthe des Mannes, dass die verwandten Bewegungen desselben bis in die Anfangszeit kindlichen Glaubens zurückreichen!

Digitized by Google

In dem verborgenen Leben der Gläubigen darf eine Seite nicht unbeachtet bleiben, die eigentlich das rechte Kennzeichen ist, ob man im lebendigen Glauben stehe und der Heiligung nachjage, ohne welche Niemand den Herrn sehen soll, — ich meine die fortschreitende Selbsterkenntniss und Selbstbeugung, da wir durch den heiligen Geist gelehrt werden, in seiner Kraft, den Feind in uns zu bekämpfen. Wie schwer mag es sein, wenn man, so zu sagen, mit jedem Athemzuge gegen den von aussen eindringenden und angreifenden Feind zu streiten hat, darüber nicht matt zu werden zu Selbstbekämpfung und Selbstverleugnung! Von Rodt war, wie wir sahen, zurückhaltend mit der Entfaltung seines innersten Lebens zu Jedermanns Einsicht; jedoch ist uns aus demselben so viel bekannt geworden, dass wir bestimmt erfahren, wie streng er es mit der Selbstprüfung und dem Selbstgericht nahm. In einem Briefe sagt er:

. . . „Hier das Gemälde von Dem, was in Indien vorgeht. Vielleicht habe ich es mit allzu schwarzer Farbe entworfen; allein ich bereue es nicht: ich hoffe dadurch die glänzenden, in Europa bekannt gemachten, Schilderungen zu berichtigen, wo man mit Fleiss alles Gute und Schöne heraushebt und das Böse auslässt.

„Ich bin hier auch im Fehler. Ich habe viele Briefe an meine Freunde in der Schweiz geschrieben, in denen ich den Gefühlen meines Herzens freien Lauf gelassen. Nun fürchte ich, meine Freunde hätten sich eingebildet, ich sei immer von diesen Gefühlen belebt, während es nur vorübergehende Aufwallungen eines warmen Herzens und einer lebhaften Einbildungskraft waren. Man hält mich in der Schweiz für einen Heiligen, während ich nur ein elender Sünder voller Welt und weltlicher Lüste bin. Ich bin bisweilen versucht, allen Briefwechsel mit der Schweiz zu unterbrechen" u. s. f. . . .

Der Nimbus, in welchen das Missionsleben nur zu leicht auch sehr gewöhnliche Persönlichkeiten einschliesst, war dem nüchternen, aller Täuschung abholden von Rodt so unangenehm, dass er sich wiederholt darüber äussert. In einem Briefe (vom 25. März 1839.) sagt er:

„Der Zustand meines Gemüthes und Herzens ist während des verflossenen Jahres ziemlich abwechselnd gewesen. Wir müssen durch Freude und Traurigkeit, durch Kreuz und Leid in's Himmelreich eingehen. Wäre der Weg nur mit Rosen bestreut, ohne Dornen, so würden wir gar zu schnell uns niederlegen und einschlummern; und Freude gewährt uns der Herr, weil er freundlich ist und gütig; . . . Wir sind noch unmündige Kinder in der Erkenntniss, und unser Wissen ist Stückwerk; wie sollten wir mit unserer irdischen sinnlichen Vernunft die Tiefen der Gottheit erforschen können? Es bleibt aber immer dabei, dass die Thorheit Gottes weiser ist als die Menschen, und dass das einfache Evangelium, in Einfalt aufgenom-

Digitized by Google

men, Gottes Wahrheit und Gottes Kraft ist. Unser Kritisiren und Künsteln schwächt nur seinen Einfluss und nimmt uns den Segen. . . . Das Interessante und Romantische des Missionslebens, und der Heiligenschein, der es, aus der Entfernung gesehen, umschimmert, ist nun für mich völlig verschwunden; ich habe seine Schwierigkeiten eingesehen, seine Beschwerden erfahren, und weiss nun, dass Diejenigen, die sich demselben gewidmet haben, gar nicht besser sind, als Die, welche in der lieben Heimat dem gleichen Herrn dienen. Doch hat es mich nie gereut, mein Vaterland verlassen zu haben und unter die Heiden gekommen zu sein, wohl aber, dass ich nicht so für den Herrn lebte, wie ich für ihn hätte leben sollen. In ihm ist Friede und Wonne; allein, ihn zu erfassen, ist schwer. Der Leib der Sünde zieht uns immer nach unten." . . .

(Den 11. Febr. 1840.) „Was mein weltliches Durchkommen betrifft, habe ich gar keine Sorgen. Nur die bessere Erfüllung meiner Pflichten liegt mir am Herzen, und ihre fehlerhafte und unvollkommene Erfüllung macht mir oft viele Sorgen." . . .

Denselben Geist des ernsten Selbstgerichts athmen noch mehrere seiner vortrefflichen Briefe. Das Gefühl seiner Ohnmacht und Schwäche lastete oft drückend auf dem theuern Manne und nur die Aussicht, einst, vielleicht bald, einzugehen zu seinem Heilande, hob immer wieder seinen Lebensmuth. Körperliches Unwohlsein, besonders im letzten Sommer, den er auf Erden zubrachte, erhöhten diese Niedergeschlagenheit, obschon wir kaum glauben möchten, dass er, wie Wenger meint, ganz bestimmt am Schweizer Heimweh gelitten habe. Seine oben mitgetheilten, wiederholten Aussprüche geben die Versicherung vom Gegentheil. Wir möchten eher zu der Annahme versucht sein, dass der schmale Weg, den er in seinem innern Christenthum einhielt, ihn manchmal zu dem Gefühl gebracht habe, als werde er nicht durchkommen, das gesteckte geistige Ziel, den Grad von Gottes- und Heilandsliebe, nach dem er sich so innig sehnte, nicht vollständig erreichen. Daher auch die wiederholte Selbstanklage, dass er nicht treu, nicht genug himmlisch gesinnt, dass er ein leeres Gefäss sei. Der Kampf der Selbstvernichtung führt zu solchem Seufzen, und von Rodt verliess die enge, ihm innerlich vorgezeichnete, Bahn auch da nicht, wo er frisch und munter arbeitete. So schreibt er einmal:

. . . „Doch ich arbeite mit Lust, da Arbeit ja die Bestimmung unseres Lebens ist und Arbeit für den Herrn, in seinem Weinberge, einen sehr grossen Lohn hat. Betet Alle für mich zum Herrn, dass er mir die nöthigen Leibes- und Geisteskräfte verleihe, ohne die ich ein unnützes Gefäss wäre, und dass er meine Arbeit segne und mich deren Frucht sehen lasse. Bald, bald wird Irrthum und Sünde verschwinden und der Herr allein Herr sein, und wir werden Ihn, den wir von Herzen lieb haben und dem unser

Digitized by Google

Leben geweiht ist, von Angesicht zu Angesicht schauen, und er wird mit freundlichen Händen alle Thränen von unsern Augen abwischen. Darum lasst uns Alle muthig durch dieses Jammerthal pilgern und die Stadt Zion nie aus den Augen verlieren." . . .

Wir haben von Rodt als einen unerschrockenen, muthigen Mann kennen gelernt und möchten geneigt sein, diese Eigenschaften auf Rechnung seines natürlichen Temperamentes zu setzen. Das wäre ein grosser, wenn auch verzeihlicher, Irrthum; er selbst belehrt uns darüber, dass er mit Unentschlossenheit und Menschenfurcht zu kämpfen habe.

„Wir sind," sagt er einmal, „so lange wir hienieden wallen, nie der Schule entronnen; bald müssen wir Dies lernen, bald Das: bald Sanftmuth und Milde, bald Muth und Kühnheit, bald Sorgenlosigkeit und kindliches Vertrauen auf unsern Vater, bald Weisheit und Vorsicht. Jetzt bin ich wieder in der Geduldsklasse; Geduld ist gegenwärtig ein Hauptzweig meiner Erziehung, und Furchtlosigkeit ein anderer. Ich bin von Natur furchtsam und ängstlich und unentschlossen. Jetzt aber muss ich für mich selber denken, entschlossen handeln und mich vor keinem Menschen fürchten. O, wie glücklich wäre ich, hätte ich nicht mit Menschenfurcht zu kämpfen!" . . .

Es bleiben nur noch wenige Züge übrig, um das rasch entworfene Geistesbild dieses treuen und hochbegabten Dieners Christi zu vollenden. Nach Allem, was wir bisher mitgetheilt und aus seinem eignen Munde gehört haben, lässt sich mit gutem Grunde vermuthen, dass auch sein Verhältniss zu seinen europäischen Mitarbeitern und Collegen ein von echter christlicher Liebe geheiligtes werde gewesen sein. An directen Beweisen hiervon fehlt es uns, wie natürlich, in seinen Briefen; was mündlich und brieflich durch seinen Collegen Lacroix bekannt geworden ist, bestätigt unsere Annahme vollständig. Seine grosse Demuth und Besonnenheit, die ihm nicht erlaubte, sich oder sein Wirken in den Vordergrund treten zu lassen; das geöffnete Auge eines scharf beobachtenden Geistes, das gewohnt war, den Blick nach innen, auf die eigne Unvollkommenheit, und nach aussen auf die Vorzüge Anderer anerkennend zu richten; der ihm angeborne Tact, Andern gegenüber, wie instinctmässig, die ihm zukommende, richtige Stellung einzunehmen und ruhig zu behaupten, — diese und manche andere seltene Vorzüge müssen ihm jene innige Liebe gesichert haben, die seine Collegen Revd. Campbell, noch in seiner persönlichen Pflege in den letzten Lebensstunden, Revd. Boaz in seinen Gebeten und seiner Leichenpredigt an den Tag legte.

„Neues," schreibt er in seinem letzten Briefe in die Heimat, „habe ich Ihnen nichts zu melden; politische Neuigkeiten gibt es jetzt keine, und meine Freunde sind Ihnen fremd. Liebe Freunde sind mir die schottischen

Digitized by Google

Missionare, die ich beinah jede Woche besuche, besonders Herr Macdonald, der früher Prediger in London war, aber, um des Evangeliums willen, sein Vaterland und seine Stelle dort verlassen hat.“ . . .

„Das Einzige, berichtet Revd. Smoll, ein Missionar der Baptisten, in einem schottischen Blatte, — was die Missionare, seine Mitarbeiter, ihm vorzuwerfen hatten, war sein Eifer, den er nicht mässigen konnte.“

Noch einen kleinen Theil des äussern Lebens von Rodt's haben wir aufzuzeichnen: es ist die Schlussscene seines Wirkens auf Erden. Wie nahe die Entwickelung seines Geschickes ihn mit seinem Landsmanne Lacroix verbunden hatte, wissen wir. Als er in sein Haus einzog, schrieb er: „es beginnt ein neuer Abschnitt meines Lebens;“ als er, fast vier Jahre später (den 13. Octbr. 1841.), meldet, dass er nunmehr Lacroix's Haus verlassen werde und sich bereits ein eigenes kleines Haus gemiethet habe, weil Lacroix mit seiner Familie nach Europa verreisen wolle: — da schreibt er wieder:

„Ein neuer Abschnitt meines Lebens wird dann beginnen, ob ein glücklicher oder unglücklicher, das weiss Gott.“

Am 11. December begleitete er Lacroix bis zum Schiff und nahm dort „mit schwerem Herzen“ Abschied von ihm und seiner Familie; er sollte die Theuern nimmer wiedersehen. Ob es ihn mag gezogen haben nach der Heimat, nach seinen Verwandten und Brüdern? . . . Hören wir, was er sagt:

„O, welch eine Freude es für mich gewesen wäre, mit Lacroix abzureisen, und Euch Allen einen Besuch zu machen! Allein an eine baldige Heimkehr kann ich gar nicht denken: es ist meine Pflicht, meine heilige Pflicht, hier auf dem Posten, den der Herr mir angewiesen hat, zu verweilen und ihm hier zu dienen. Ruhe und Freude werde ich jenseits geniessen dürfen. Den Gedanken, Euch nach einigen Jahren einen Besuch zu machen, habe ich nicht aufgegeben.“ . . .

Jetzt drängten neue, noch nie gekannte Sorgen auf von Rodt ein: er hatte ein Hauswesen zu leiten, das „zwölf indische Zöglinge, die Kinder christlicher Aeltern“ mit in sich schloss; die volle Verantwortlichkeit, die ganze Last der von Lacroix's Schultern auf die seinen genommenen Amtspflichten drückte auf ihn. Aber er war gutes Muthes; mit seinem Herrn konnte er, in Mitten aller Trübsal und Anfechtung, von der er schreibt, siegreich über die Mauer springen. Die Arbeit mehrt sich, mit der Erweiterung der Gemeinen, die „allmählich zunehmen“; eine neue Schule im Dorfe Bageswôr wird von ihm errichtet, und er freut sich des neuen Schulhauses und seiner Bewohner:

„Es würde Dich gewiss freuen,“ schreibt er am 19. Apr. 1843, wenige Monate vor seinem Tode, „diese kleine Schar um ihren Lehrer herum

Digitized by Google

gelagert zu sehen, die Einen mit Lesen, die Andern mit Schreiben beschäftigt. Sie bedienen sich zum Schreiben, statt des Papiers, der Palmblätter, oder zeichnen die Buchstaben mit Steinen auf den Sand des Bodens."

Der Wirkungskreis wird noch umfangreicher, ausgedehnter:

„Letzte Woche machte ich einen Ausflug in die ungeheuern Wälder im Osten von Calcutta, um mitten in denselben eine grosse Niederlassung zu besuchen, wo ein Lehrer verlangt wird. Es leben dort etwa 500 Familien mit einander in der grössten Unwissenheit, obschon auch einige Namenchristen unter ihnen sind. Sie sind da von der ganzen übrigen Welt wie abgeschnitten."...

Wir kennen diese Gegend, es sind die ungeheuren sumpfigen Waldungen, die Sunderbuns, [13]) die das rasch tödtende Sumpffieber (Dschungelfieber) über den Europäer bringen, der sich in ihnen, zur ungünstigen Jahreszeit, aufhält. Mancher Missionar würde die 500 Familien wohl noch einige Monate lang unbesucht gelassen haben; aber der „treue" Rudolf, wie ihn seine Freunde nannten, kennt keine Gefahr, wenn es das Wohl von Andern, wenn es das Werk seines Herrn gilt. Er ist kein „Recrut" mehr im Dienste Jesu Christi; der schlanke rüstige Mann mit dem kräftigen Gliederbau und der edlen offnen Stirn hat schon manchem tropischen Regengusse und mancher sengenden Glut Trotz geboten, wie sollte er nicht wagen, auch in der Regenzeit die Sunderbuns zu besuchen? Er thut's, und sein Eifer um des Herrn Werk legt ihn in's Grab. . . .

Wir sind dem theuern Missionar mit solcher Theilnahme bis hierher gefolgt, dass es unrecht wäre, einen Auszug aus dem Briefe seines Freundes Wenger, in welchem dieser den Tod des Geliebten seinem Bruder in Bern meldet, dem Leser vorzuenthalten.

„Calcutta, 14. September 1843. . . . Ihr vielgeliebter Bruder ist nicht mehr ein Pilger hienieden, sondern ist in die himmlischen Wohnungen eingegangen. Sie wissen vielleicht schon, dass er vor einigen Monaten an der Gelbsucht krank war. Er erholte sich etwas langsam, doch, dem Anscheine nach, gänzlich. Indessen schien er, seit dem Anfange der Regenzeit, welche diesmal besonders ungesund ist, öfter als andere Jahre, etwas unpässlich zu sein. Er war jedoch ziemlich wohl, als er, etwa am 9. August, einen Ausflug nach den Sunderbuns machte, um dort eine, vor nicht langer Zeit angelegte, Schule zu besuchen. Jene Gegend war ursprünglich, und ist es grösstentheils noch, eine ungeheure sumpfige Waldung. Hin und wieder hat man angefangen, den Wald auszureuten und den äusserst reichen Boden anzubauen. Die Schule, welche er besuchen wollte, befand sich in einer solchen Gegend, wo ein christlicher Gutsbesitzer, Namens Fraser, christliche und andere Landleute hingezogen hat. Unterwegs war der treue Rudolf dem Regen und der Nässe ausgesetzt; er hatte keinen gehörigen Vorrath von Kleidungsstücken und Bettzeug mit sich genommen; und wenigstens eine Nacht, vielleicht mehr als eine, schlief er in feuchten Kleidern

Digitized by Google

auf einem feuchten, vielleicht nassen, Bette. Ich habe Mehreres hierüber gehört, was sich nicht wohl vereinigen lässt, und theile Ihnen desshalb nur das ganz Zuverlässige mit. [14])

„Nach einer Abwesenheit von wenigen Tagen, — ich glaube, es war keine ganze Woche — kam er wieder in Calcutta an. Ich sah ihn einige Minuten am Abend des 19. Er besuchte mich; allein da andere Freunde anwesend waren und ich, in Folge von Unpässlichkeit und dem an jenem Tage erfolgten Tode eines köstlichen eingebornen jungen Predigers, [15]) sehr erschöpft war, so wollte er sich nicht aufhalten. Damals schien er sehr wohl zu sein. Dies war Samstag Abends. Den Dienstag darauf kam er, etwas nach Sonnenuntergang, warf sich auf das Ruhebett (Sofa) und sagte: „„Ich bin sehr müde.““ Den nächsten Abend, Mittwochs, predigte er in der Chitpur Road, beinahe am Nordende der Stadt, und brachte den Rest des Abends bei Herrn Ewart, einem schottischen Missionar, zu. Beim Weggehen sagte er: „„Ich fühle, dass ich gar nicht wohl bin.““ Dennoch brachte er auch den folgenden Abend, Donnerstag, wieder in der Gesellschaft von Freunden zu, nämlich bei Herrn Hills, ziemlich nahe bei seiner Wohnung, ohne dass sie grade etwas Besonderes bemerkten. Freitag Morgens war er krank. Er lag an einem heftigen Fieber danieder, welches, in jener sumpfigen ungesunden Gegend, sich seiner bemächtigt hatte, allein erst jetzt zum Vorschein kam. Noch an demselben Tage wurde er nach Calcutta, [16]) in das Haus des Herrn Boaz, eines seiner Collegen, gebracht, wo sogleich ärztliche Hilfe herbeigerufen wurde. Ich hörte erst am Montag zufällig, von einem eingebornen Christen, dass er sehr krank sei. Ich würde die Nachricht gewiss früher vernommen haben, wenn nicht grade an jenem Sonntage Herr Boaz hätte die nöthigen Vorbereitungen für die Taufe von zwei jungen Eingebornen treffen müssen: eine Sache, die hier viele Schwierigkeiten hat, weil die Verwandten immer suchen, sei es durch List oder Gewalt, sich der Person des Täuflings zu bemächtigen, damit der Verlust der Kaste nicht der ganzen Familie Schmach bringe.

„Am Montag Abend, den 28. August, etwa um Sonnenuntergang, ging ich zu Herrn Boaz. Er sagte mir beim Eintritt: „„Sie werden Ihren Freund sehr krank finden.““ Und so war es auch. Als er mich sah, sprach er: „„Ich finde es schwer, zu reden; Du musst mirs verzeihen.““ Seine Hand war glühend heiss, der Puls nicht besonders schnell. Ich sah, dass er nur mit Mühe sich anstrengen konnte, um aufmerksam zu sein. Ich blieb nur etwa drei Minuten im Zimmer mit ihm. Während dieser wenigen Augenblicke sagte ich ihm auf Berndeutsch, ich wünschte, dass der Herr ihm nahe sein und ihn innerlich erquicken möge. Er sprach nichts; allein die Freude an diesem Gedanken zeigte sich auf seinem blassen Angesichte. Als ich ihm beim Weggehen die Hand drückte, dachte ich nicht von ferne daran, dass ich ihn zum letzten Male gesehen hätte. Ich würde länger bei ihm geblieben sein; allein es war wider das Verbot des Arztes, dass ich hineinging

„Ehe ich das Haus verliess, bat ich Herrn Campbell, einen seiner Mitarbeiter, der die Nacht bei ihm wachen wollte, mir es sagen zu lassen, wenn er mich etwa zu sehen wünsche, oder wenn sich wirklich Gefahr zeige. Ich hatte selbst einige Wochen vorher am Fieber gelitten und,

Digitized by Google

obwohl ich nicht in Gefahr war, so war es mir doch höchst schwer, zu reden und bei Besuchen aufmerksam zu sein, weil es mein Kopf war, der am meisten litt. Auf ähnliche Weise, glaubte ich, sei es mit der Krankheit meines Freundes beschaffen. Den nächsten Morgen, Dienstag den 29. Aug., etwa bei Sonnenaufgang, erhielt ich ein Briefchen von Herrn Campbell, worin er mir meldete, dass unser Freund um 4 Uhr sanft entschlafen sei. Er schien wirklich zu schlafen, so dass, während einer Minute oder zwei, Niemand im Zimmer blieb. Der wachende Freund hörte einen Seufzer, eilte hinein und — fand, dass der Geist entflohen war. Die Nacht war unruhig gewesen: er war oft in seinen Gedanken irre; doch antwortete er mit Besonnenheit auf einige Fragen über seine Hoffnung, welche Herr Boaz an ihn richtete. [17]) Es war tröstlich klar, dass er sich auf seinen Heiland verliess und, im Vertrauen auf ihn, sich sicher fühlte.

„Das Begräbniss fand noch an demselben Abend Statt. Viele Leute, ich glaube auch alle Missionare in Calcutta, waren anwesend. Ich las einige Verse aus Phil. 3., den 39. Psalm und die letzten Verse von 1. Thessal. 4. Herr Ewart betete; Dies war in der Unions-Kapelle. Am Grabe betete Herr Boaz. Am nächsten Sonntag Abends (Sept. 3.) hielt Herr Boaz eine Leichenpredigt, bei welcher ich jedoch nicht anwesend sein konnte.

„Unser Trost ist, dass wir wissen, dass er in des Herrn Freude eingegangen ist. Die hiesigen Missionare und das christliche Publicum sind von dem Verluste tief ergriffen: er war allen theuer, und seine Wirksamkeit und Tüchtigkeit war, in den letzten zwei Jahren, so vielseitig und wichtig geworden, dass er lange vermisst werden wird."

Missionar Lacroix sagt, in einem Briefe vom 16. März 1844.:

. . . „Rudolf's Tod hat in mir eine Leere zurückgelassen, die bis jetzt nichts hat ausfüllen können. . . . Er war so liebreich und ein so treuer Gefährte in dem Werk des Herrn, dass ich fürchte ihn nie ersetzt zu sehen. Man betrauert ihn allgemein. Ich erinnere mich nicht, jemals für einen Missionar so viele Thränen fliessen gesehen zu haben, wie für unseren lieben Rudolf. Es ist aber dies nicht zu verwundern: er war einer der hingebendsten Arbeiter in Bengalen und ohne Zweifel der beste, den unsere Gesellschaft in Calcutta besass. Und eben sein Eifer war die Ursache seines frühzeitigen Todes. . . . Die Gemeinen der Eingebornen, denen er vorstand, beweinen seinen Tod und sehen in ihm eine Strafe für die Unfruchtbarkeit ihres geistlichen Lebens. . . . Ich habe selbst bemerkt, dass dieser Gedanke, den ich nicht bekämpfe, bei mehreren dieser Neubekehrten heilsame Früchte trug. Auch habe ich neulich erzählen hören, dass ein junger Bramine, der in der Sanskrit-Schule der Regierung studirte, von einem Missionar der bischöflichen Gesellschaft getauft worden sei und bei der Taufe erklärt habe, seine Seele sei in einer unserer Kapellen, nach einer bengalischen Predigt von Rudolf, zum Herrn gezogen worden. Ich zweifle auch gar nicht daran, dass er auf ähnliche Weise noch vielen Andern nützlich geworden ist, die dem Herrn in alle Ewigkeit dafür danken werden, dass er ihnen diesen Bruder gesandt hat, um ihnen den Weg des Heils zu verkündigen." . . .

Digitized by Google

Die amtlichen Protocolle der bedeutendsten evangelischen Gesellschaften in Calcutta sprechen sich in denselben Gefühlen, zum Theil in rührender Weise, über den Verlust des treuen Mitarbeiters aus. Von den sechs Protocollauszügen (der Calcutta Tract and Book Society, Septbr. 12. 1843., des General-Committee der Calcutta Auxiliary Bible Society, Octbr. 17. 1843., der Union-Chapel, und der Mitglieder derselben, der Christian School Book Society, und des Calcutta District Committee der Londoner Missionsgesellschaft) welche in Abschrift vor mir liegen, will ich, schliesslich, nur zwei der Oeffentlichkeit übergeben: denjenigen der zuerst und der zuletzt angeführten Gesellschaft.

Christian Tract and Book Society. „Wir wünschen, mit tiefer Beugung unter den heiligen Willen Gottes, unsern tiefgefühlten Kummer über den harten Verlust auszudrücken, den die Gesellschaft durch den Tod des Revd. R. de Rodt erlitten hat. Seine Begabung für practische Thätigkeit, seine ausgedehnte Bekanntschaft mit der Sprache und der socialen, moralischen und religiösen Lage dieses Landes, seine Bereitwilligkeit, unter grosser Entmuthigung, für die geistige Wohlfart der Bewohner desselben zu arbeiten, sein ausgezeichnetes Urtheil, seine sich nicht aufdringende (inobtrusive) Unverdrossenheit in Förderung der Zwecke dieser Gesellschaft, vereinigt mit der Anmuth seines Benehmens, verbanden sich, um ihn zu einem werthvollen Mitgliede dieser Gesellschaft zu machen und erwarben ihm, in hohem Grade, die Achtung seiner Mitarbeiter. Demgemäss fühlen sie es als ihre Pflicht, mit Dankbarkeit die Gnadengabe anzuerkennen, welche das grosse Haupt der Kirche ihm verlieh und in ihm offenbarte, und ihre Theilnahme, sowohl seinen entfernten Verwandten und christlichen Freunden, als auch seinen Mitarbeitern in diesem Lande, auszusprechen, die von einem um so niederschmetternderen Schlage betroffen wurden, weil er in der Kraft des Lebens und am Morgen seiner nützlichen Thätigkeit in's Grab sank." . . .

Calcutta District Committee to the London Society. „Mit lebhaften Gefühlen des Bedauerns, doch mit demüthiger Unterwerfung unter den Willen Dessen, der Alles wohl macht, verzeichnen (record) die Mitglieder des Calcutta District Comité's den Tod ihres werthgeschätztesten und vielgeliebten Bruders in dem Herrn, des Revd. R. de Rodt. Von dem Zeitpuncte an, wo seine Verbindung mit der Londoner Missionsgesellschaft begann, bis zu ihrem beklagenswerthen Ende, war seine Führung und sein Benehmen von der Art, dass er die Liebe, das Vertrauen und die Achtung seiner Brüder erwarb, von denen sein Verlust lange und tief gefühlt und betrauert werden wird, wie auch von den Gemeinen der Eingebornen im Süden, über welche er, vor nicht langer Zeit, gesetzt worden war, und auf deren geistliche und zeitliche Wohlfart er unaufhörlich, und sich selbst verleugnend, bedacht war. Er ruht jetzt aus von seinen Arbeiten und ist eingegangen zur Freude seines Herrn. Das Gebet des Comité's geht dahin, dass das grosse Haupt der Kirche ein doppeltes Mass des Geistes auf Diejenigen ausgiessen möge, die übrig bleiben, und dass Er ihre Hände

Digitized by Google

stärken und ihre Herzen aufrichten möge durch unzweideutige Beweise, dass Er das, von ihrem abgeschiedenen Freunde sowohl unter den Heiden, als unter der eingebornen christlichen Bevölkerung dieses umnachteten Landes, so reichlich (fully) gepredigte Wort mit Segen begleite, und dass Er Viele, die mit ähnlichen Gaben ausgerüstet sind, aufwecken und aussenden möge zu dem grossen und gesegneten Werke der Evangelisation Indiens.

„Das Comité wünscht den, seiner beraubten, Anverwandten und Freunden ihres werthen Bruders ihre Theilnahme auszudrücken und zu trauern mit den Trauernden, doch nicht als Solche, die keine Hoffnung haben.

„Das Comité spricht seine tiefe Theilnahme aus mit den Vätern und Brüdern, den Directoren der Londoner Missionsgesellschaft, wegen der häufigen und niederschlagenden Prüfungen, die sie zu bestehen haben, indem werthvolle Arbeiter in der Mitte ihrer Jahre und ihrer Thätigkeit in Indien weggerafft werden, und möchte ihnen die Wichtigkeit der Concentrirung und Befestigung der Missionen in einem solchen Lande wie Indien ans Herz legen, damit das vergleichungsweise geringe Mass von Kraft, welches die Kirche auf ein so weites Arbeitsfeld verwenden kann, zu dem grossen und heiligen Zwecke christlicher Missionen in heidnischen Ländern auf's erfolgreichste angelegt werde."

Alles, was von Rodt in Indien persönlich besass, hatte er der Bengalischen Hilfs-Missionsgesellschaft vermacht. Seine Freunde und Mitarbeiter errichteten in der Unions-Kapelle eine Marmortafel, deren Inschriften sein Andenken aufbewahren sollen, und ein steinernes Denkmal auf seinem Grabe.

Sein väterlicher Freund, der würdige Lacroix, sollte den Geliebten nicht mehr wiedersehen. Als Lacroix aus Europa zurückgekehrt (? März 1844.) und eben an der Mündung des Ganges angekommen war, erreichte ihn die gänzlich unerwartete Trauerbotschaft, die ihn so hart traf, dass er (nach seinem eignen Ausdrucke) „wie versteinert" war. Noch an demselben Morgen hatte er ihm einen langen Brief geschrieben und sich Hoffnung gemacht, von Rodt werde, am Abend, der geliebten Familie, wie er früher versprochen hatte, entgegenkommen. Jetzt musste der trauernde Blick den Freund anders wo suchen, und das zerrissene Herz konnte nur die Worte finden: „Er war reif für den Himmel, darum ist er uns entrissen worden!"

Wir stimmen bei und warten desselben Himmels, sobald auch wir fertig gemacht sind.

Digitized by Google

II.

Lacroix hatte den Verwandten von Rodt's eine, von diesem ihnen gesandte, grosse Kiste mit Merkwürdigkeiten aller Art: Waffen, Bekleidungsstücken, Geräthen, Instrumenten, Büchern u. s. f. nach Europa überbracht, welche geeignet waren, die Sitten und die Lebensweise der heidnischen Völkerschaften, unter denen der theure Freund für das Reich Christi wirkte, anschaulich zu machen und das Interesse für sein Werk zu erhöhen. Unter diesen Seltenheiten befand sich auch der Mantra, zu dessen Erklärung und Uebersetzung ich jetzt übergehe. Ich gedenke zuerst die einzelnen Wörter zu erklären und dann den Text, in Verbindung mit der Uebersetzung, zu wiederholen.

Zeile I.

Śrî râd'hâkṛschṇa ॥ Śrî rûpagôsvâmi rûpamaṇdschari gôrô-
tschanâvarṇṇa sârdd'hatrayôdaśavarschîy â tâmbulasêvâ ॥,

Śrî râd'hâkṛschṇa ॥ Diese Worte vertreten die Stelle des Titels; sie enthalten die Namen der beiden Gottheiten, an welche das Gebet gerichtet ist: Râd'hâ und Kṛschṇa. Das diesen Namen vorgesetzte Wörtchen Śrî bezeichnet ursprünglich Wischnu's Gemahlin Lakschmî, die Göttin der Schönheit, Fülle und Fruchtbarkeit. Gewöhnlich indessen wird Śrî von den Indiern allen Personennamen, wie auch den Namen von manchen Büchern, vorgesetzt, um sie ehrend auszuzeichnen und auszudrücken, dass die genannte Person, gleichviel ob eine Gottheit oder ein Mensch, glücklich, glückbegabt sein solle. So sagt man z. B. Śrîganêśa d. i. glückbegabter, ausgezeichneter, heiliger Ganêśa; Śrîmahâb'hârata, der Name eines grossen, berühmten Heldengedichtes; und Śrîrâmapura, Stadt des glückhaften Heroën Râma, gewöhnlich Serampur bei uns genannt.

Die Namen der Gottheiten Râd'hâ und Kṛschṇa (Krischna) sind ohne Verbindungszeichen neben einander gestellt, um sie als untrennbar gedacht darzustellen. Râd'hâ ist der Name der Gattin und Herrin Krischna's, nach seiner Herabkunft aus dem Himmel der Rinderhirtinnen (gôlôka), Krischna's Paradiese, von wo er auf die Erde herabgestiegen war und hier selber als Hirte lebte. Schon hieraus erkennen wir, dass dieses Gebet von einem Hirtenvolke stammt und an diejenigen Gottheiten gerichtet ist, zu denen die Hirten am liebsten ihre Bitten aufsteigen lassen. Mit

Digitized by Google

dem Worte Kṛschṇa (Krischna) wird die berühmteste, die achte, Incarnation (avatâra) des Gottes Wischnu bezeichnet. Als Râmatschandra hatte Wischnu die grossen Thaten verrichtet, welche der Dichter Valmîkî in dem Râmâyana (der Wandel des Râma) besingt. Als Krischna verklärt sich Wischnu zu dem glänzenden Gotte der Erde, den die meisten Volksstämme Indiens als ihren Gott verehren. Den Namen Krischna d. i. der Dunkelblaue, Dunkle, führt der Gott als Personification der Luft, wesshalb er auf den ihn darstellenden Bildern immer blau gemalt erscheint.

Dass aber die beiden Namen Râd'hâ und Kṛschṇa gleich am Eingange des Gebetes genannt werden, scheint mehr als einen Grund zu haben. Zunächst nämlich müssen wir, wie bereits angedeutet, festhalten, dass diese Litanei eigentlich von Hirten herstammt, wesshalb denn auch das Wort gôsvâmi, Eigner von Herden, Hirte, in den elf Zeilen achtmal vorkommt. Sodann müssen wir uns daran erinnern, dass es drei Klassen von Verehrern Wischnu's (Waischnabs, Wischnuiten) gibt: die Einen verehren Wischnu ausschliesslich; die Andern nur seine Gattin und Gebieterin Râd'hâ; alle Uebrigen beten beide Gottheiten zugleich an. Zu dieser letzten Klasse der Wischnuiten also müssen die Hirten gehört haben, welche sich unserer Gebetsformel bedienten.

Ihre besonderen Glaubenssätze sind mir unbekannt; von den folgenden Bemerkungen, mit denen der Inhalt der Litanei in Verbindung zu bringen ist, mag vielleicht die eine oder andere auch auf die Râd'hâ-Krischna-Wischnuiten Bezug haben.

In der indischen Dreieinheit (der trimûrtti) nimmt Wischnu, der Erhalter und Ordner des Alls, den zweiten Platz der Gottheit neben Brahma und Ṣiwa ein. Unter der Gestalt Râmas, eines Sohnes des Königes Daṣaratha von Ayod'hyâ (Oude) und der Kauṣalyâ, tritt er ins irdische Leben ein, kämpft siegreich gegen wilde Giganten, baut eine Brücke vom Festlande nach Langkâ (Ceylon) und führt das goldene Zeitalter zurück. Damit aber diese glückliche Ordnung der Dinge von jenen dämonischen Mächten nicht aufs neue gestört werde, steigt Wischnu wiederum zur Erde hinab und wird als Kṛschṇa, ein Sohn des Vâsudêva und der Dêvakî, geboren. Aber schon vor seiner Geburt war dem glänzenden Kinde nach dem Leben getrachtet worden. Dem Kañsa, dem grausamen Bruder Dêvakî's war, durch eine aus der Luft ertönende Stimme ge-

Digitized by Google

weissagt worden, er werde von dem achten Sohne seiner Schwester getödtet werden. Sofort schickte sich der Wütherich an, seine Schwester zu tödten, um vor dem gefährlichen Schicksalsspruche sicher zu sein; aber Vâsudêva bat um der Gattin Leben und versprach, dem Schwager alle Söhne auszuliefern, die Dêvakî ihm gebären würde. Schon waren sechs von Vâsudêva's Söhnen, auf diese Weise, hingemordet worden, da entging der siebente, Balarâma durch Mâyâ's Täuschung demselben Schicksale, und auch der achte ward wunderbar errettet. Um seiner Sache gewiss zu sein, hatte Kañsa Wächter an seiner Schwester Lager gestellt, die das neugeborne Kind ihm sofort ausliefern sollten. Als aber in einer finstern stürmischen Nacht der strahlende Knabe geboren war, befahl er sofort seinem menschlichen Vater Vâsudêva, ihn in das Haus des Hirten Nanda und seiner Gattin Yaṣôdâ zu bringen und ihn, gegen deren Töchterlein Râd'hâ, auszutauschen. Dies geschieht; aber die Wächter erwachen, ergreifen Râd'hâ und überliefern sie Kañsa. Dieser lässt sich durch die Bitten Vâsudêva's und Dêvakî's erweichen, schenkt dem Kinde das Leben, entgeht aber seinem Verhängnisse nicht. So erzählt das Brahmâvaivartapurâṇa.[18])

So wuchs denn Krischna unter den Hirten auf, nachdem er den Nachstellungen, die ihm die Dämonen durch Kañsa bereitet hatten, glücklich entgangen war. Seine verliebten Abenteuer, die er als Hirt unter den Hirtinnen (gôpyâs) und Milchmädchen bestand, wodurch er die Eifersucht seiner Gattin reizte, gehören nicht hierher; zum Theil ist oben bereits davon die Rede gewesen. Wer sich mit diesen in Indien viel verbreiteten, in Liedern vorgetragenen Legenden näher bekannt machen will, kann sich in dem lyrischen Drama Gîtâ-Gôvinda (das Lied von Gôvinda d. i. Krischna; Gôvinda ist auch ein Beiname des Wischnu: der Kuherwerber) des Weiteren belehren. Es darf indessen die Bemerkung nicht übergangen werden, dass es, neben dieser vulgären Auffassung der Krischnasage, auch eine höhere, philosophische gibt, welche in dem berühmten Gedichte B'hagavadgîtâ vorgetragen wird. Die grosse Wichtigkeit, welche die Waischnavas demselben beilegen, geht schon aus seinem Titel hervor, da b'hagavat so viel wie „heilig, göttlich, ehrwürdig" bedeutet und als Substantivum fast ein ausschliessliches nomen proprium des Krischna geworden ist. Gîta, sonst Lied, bedeutet, nach Aug v. Schlegel's Bemerkung (zur B'hagav. ed. II. curâ Lassenii p. 153.) in dieser Zusammensetzung so viel wie Weis-

Digitized by Google

sagung, vaticinium. Die Interlocutoren in diesem Gedichte sind Krischna und Ardschuna, der Sohn des Gottes Indra, eines der acht Welthüter (lôkapâlas).

Die Erhabenheit der B'hagavatgîtâ scheint auf einen Theil der Wischnuiten nicht ohne vortheilhafte Einwirkung geblieben zu sein. Sie verehren Krischna oder Hari nicht blos als eine Incarnation Wischnu's, sondern als höchste Gottheit selbst. Die übrigen Götter erscheinen nur als Emanationen Krischna's, der ewig, unveränderlich, unerschaffen, allgestaltig, allmächtig genannt wird. Wischnu ist blos ein Sohn Krischna's und Râd'hâ's; Ṣiwa hält auf dem Berge Kailâsa Hof, umgeben von Heiligen und musicirenden Tänzerinnen; Brahmâ thut desgleichen in einem schwer zugänglichen Palaste. So bleibt denn Krischna übrig als der eigentliche Gott, der besonders von den Völkerschaften des östlichen Indiens ausschliesslich verehrt wird. Dorthin möchte auch unser Mantra gehören, der dem Krischna ebenfalls göttliche Eigenschaften beilegt, indem dieser Z. 10. 'ṣrînityânandadâsa', Verleiher der ewigen Herrlichkeit, und Z. 11. 'ṣrîsanâtanadâsa', d. i. Der, dessen Güter in Ewigkeit währen, genannt wird.

Ṣrîrûpagôsvâmi, glückbegabter Hirte der Schönheit. Das Wort ist zusammengesetzt aus ṣrî, rûpa und gôsvâmi. Rûpa ist ein subst. neutr., von verschiedener Bedeutung: „Form, Gestalt, Farbe, Schönheit," von der Wurzel „rûp, bilden, sich zeigen" (Westergard Rad. Sanskr. p. 211.) abgeleitet. Gôsvâmi (Ms. unrichtig gôṣvâmi) ist ein subst. masc., zusammengesetzt aus „gô, m. f., Ochse, Kuh" und dem masc. „svâmî, svâmin, der rechtmässige Eigenthümer, Besitzer, Herr einer Person oder Sache; daher überhaupt: Besitzer, Herr, Gatte, Geliebter;" gôsvâmi also würde einen Herdenbesitzer, einen Hirten bezeichnen. Svâmin ist gebildet aus „sva, was Einem eigen ist, gehört," (vgl. lat. SV-VS, suus,) und dem Suffixe min, mit Dehnung des A lautes.

rûpamañdscharî, der Schönheit Perle. Rûpa ist eben erklärt worden. „mañdscharî (mit langem i, nicht mit kurzem i, wie das Mscr. in jeder Zeile liest), subst. fem., ein Blumenstengel, eine Blütenähre, Kornähre, ein Schössling" nach Haughton. Ausserdem scheint aber das Wort auch „Perle" zu bedeuten, so dass es in gleicher Weise gebraucht würde, wie mañdschâ, woraus mañdscharî, durch Verkürzung des Vokales a und Hinzufügung des Suffixes ra, fem. rî, von der Wurzel „mañdsch = mârdsch oder madsch, abwischen, reinigen, schmuck

Digitized by Google

machen“ (S. Westerg. 115. und Lassen Gloss. zu seiner Anthолog. Sanskrit.), wovon auch das Adjectiv „maṅdschu, rein, schön“ herkommt. Auch mögen die Wörter: „mandara, Perlenschnur“ und „mandâra, der Korallenbaum, Erythrina fulgens“ hierhergehören. An maṅdscharî schliessen sich griech.: μάργαρον, μαργαρίτης, μαργαρῖτις, lat. margarita, mhd. mergriez. Anderen Ursprungs scheint das gleichdeutige Wort maṇi, (Edelstein, Perle) subst. m. f., zu sein, das z. B. in folgender Stelle des Nalôpak'hyânam: „pramṛschṭamaṇikuṇḍalâ, Ohrringe aus klaren Edelsteinen (habende)“ Lib. V. slôka 4. vorkommt, wo mṛschṭa von der Wurzel mṛdsch = dem oben erwähnten maṅdsch, mârdsch gebildet ist. In unserem Gebete scheint maṅdscharî überhaupt für Etwas von hohem Werthe und ungewöhnlicher Schönheit zu stehen, was mit der Krischnasage sich gut verbindet, da, nach derselben, Dêvakî, bei Krishna's Geburt, von einem himmlischen Strahlenglanze umleuchtet wurde, und der neugeborne Gott vorzugsweise als der lichtstrahlende, glänzende gedacht wird. Daher mag sich auch die, doch gewiss absichtliche, Wiederholung dieses Wortes erklären.

gôrôtschanâvarṇṇâ. Das Mscr. liest falsch: gôratschanâvarṇṇa, offenbar nach bengalischer Aussprache, da im Bengalischen das, durch kein Schriftzeichen ausgedrückte, kurze a immer o lautet. Dieses zusammengesetzte Wort ist zu zerlegen in gô, rôtschanâ und varṇṇa; gô ist bereits erklärt. Rôtschanâ (Wurzel, rutsch) muss „Morgenröthe, Himmelsglanz“ bedeuten; es ist ein Wort, das in den Vêden gelesen wird: „âkî(ñ) sûryasya rôtschanât, um Sonnenaufgang“ (S. Lassen's Notæ in hymn. Vêd., Anthol. Sanskr. p. 144.); Haughton führt nur ein adi. 'rôtschana', schön, glänzend auf. Das Substantiv (?neutr.) rôtschana würde also „Glanz, Schimmer, insbesondere den goldgelben Strahlenglanz der aufgehenden Sonne, die Morgenröthe“ bezeichnen; so wird es im Rigvêda vom Leuchten des Lufthimmels gebraucht: 'rôtschantê rôtschanâ divi' citirt von Westerg. p. 100. unter rutsch, wie diese Wurzel selbst vom Strahlen der Morgenröthe, vom Glanze schimmernder Gewänder, der Schönheit, der Freude angewandt wird; das Adjectiv lautet: rutschira, glänzend, schön, angenehm. — Varṇṇa, oder varṇa (cf. Z. 2. 4. 5. 8. 11.) ist ein subst. masc., und heisst „Farbe Pigment, Gestalt, Schönheit;“ es bezeichnet eigentlich Das, womit man Etwas überzieht, bedeckt, von der Wurzel vṛ, partic. vrita und vurṇa (Westerg. p. 65.), oder von der Wurzel varṇ, malen, abmalen, beschreiben (Westerg. p. 143.). Zur Verglei-

Digitized by Google

chung bieten sich im Lat. PERIO in o-perio, a-perio; viel leicht auch var-ix, var-ius; im Französ. vernis, deutsch: Firn-iss.

Das zusammengesetzte Wort gôrôtschanâ aber bezeichnet ein bestimmtes Präparat, ein Pigment von glänzend gelber Farbe, das aus dem Harne der Kühe gewonnen wird und zum Färben, zu medicinischen Zwecken, und ganz besonders zum Malen des tilaka dient. Das tilaka ist das Sectenzeichen, welches die Indier sich auf die Stirne malen, und hat verschiedene Gestalt. Bei den Krischnaiten besteht es aus zwei verticalen Linien, welche von den Augenbrauen aufwärts gezogen werden und somit die Stirn in drei Theile theilen. Den mittleren Raum nimmt das Zeichen eines kleinen Mondes oder der Sonne ein, das der Gestalt der Sesamfrucht (tila) nicht unähnlich ist, woher das Ganze auch seinen Namen hat. Ausser dem obigen Präparate bedienen sich die Eingebornen zu dieser Malerei auch farbiger Erde oder des Sandelholzes. Wie treffend das Wort „gôrôtschanâvarṇâ," von dem glänzenden Gotte der Hirten, der den Lufthimmel darstellt, gebraucht wird, darf kaum erinnert werden.

sârdd'hatrayôdaṣavarschîyâ (Mscr.: ~ varsiâ), d. i. sârdd'ha, trayôdaṣa, varschîya, dreizehn ein halb Jahr während. Sârdd'ha ist entstanden aus 'sa, mit' und 'ardd'ha oder ard'ha, halb', woher auch die Sanskrit-Präposition 'sârdd'ha(ñ) mit'. Hier aber hat sârdd'ha seine ursprüngliche, im Bengalischen auch heute noch gangbare Bedeutung: um ein halbes vermehrt. Das Wort tritt vor das Substantiv, mit dem es zusammengesetzt ist, als: sârdd'hasañvatsara, ein Jahr und ein halb, anderthalb Jahr; sârdd'hatraya, drei und ein halb, viertehalb; und mit trayôdaṣa (trayô für trayas; daṣa, zehn) dreizehn, tredec-im, zusammen ausgesprochen: sârdd'hatrayôdaṣa, dreizehn und ein halb, vierzehntehalb.

Varschîya ist ein adi. mfn. und heisst: jährig, was ein Jahr lang dauert, überhaupt, „zum Jahr gehörend." Das an den drei Stellen unseres Gebetes, wo varschi vorkommt (Z. 1. 4. und 7.) dem Worte nachgesetzte, mit dem ihm eigenthümlich angehörenden Schriftzuge ausgedrückte, lange â weiss ich nicht zu verwenden, wesshalb ich für varsiâ lese varschîyâ. Dieses Adjectiv, in Zusammensetzungen mit Zahlen häufig, ist von dem Substantiv 'varscha (m. n.) Regen, Regenzeit (Juni bis October), Jahr' gebildet; und dies hinwiederum von der Wurzel: 'vṛsch regnen'.

Digitized by Google

tâmbûlasêvâ (Mscr. tâmbula), das Schlusswort dieser Zeile. Der erste Buchstabe ist durch Auslaufen der Tinte entstellt, so dass es schwierig war, das Wort richtig zu lesen. Indessen ist tâmbûla ein so bekanntes indisches Wort, dass wir kaum irre gehen können. tâmbûla ist der Name des Betelpfeffers, dessen Blätter zu käuen bei den Indiern aller Kasten alte Volkssitte ist. Die Betelpflanze wächst in malabarischen und malaiischen Berggegenden. Ihre aromatischen Blätter waren unter dem Namen malabathron, malobathron, μαλόβαθρον d. i. malayapatra (malaiisches Blatt von 'malaya, Malabar', und 'patra, Blatt') bei Griechen und Römern wohlbekannt, die das, aus denselben gepresste, Oel zu Salben benutzten. Das Malobathron wurde über Syrien nach Rom eingeführt, wesshalb Horaz (Od. II, 7, 7.) sagt:

— — coronatus nitentes
Malobathro Syrio capillos.

Plinius zufolge (N. H. XII, 59.) wuchs es auch in Syrien: „Dat et malobathron Syria, arborem folio convoluto, arido colore, ex quo exprimitur oleum ad unguenta, fertiliore eiusdem Aegypto. Laudatius tamen ex India venit." Die Indier wickeln in die Betelblätter die feingeschnittene Frucht der Arekapalme (Areca Katechu) und Cardamomsamen (von Alpinia Cardamomum) mit etwas Kampfer (karpura s. Z. 6.), und käuen dann dies Präparat, dessen Gebrauch den Magen stärken soll.

Das Subst. fem. 'sêvâ, Anbetung, Verehrung, Dienst', wird von der Wurzel 'sêv, dienen, verehren (Westerg. p. 261.)' abgeleitet. Vielleicht kann griech. σέβ-ομαι zu derselben Wurzel gezogen werden. Nach dem Vorausgeschickten würde tâmbûlasêvâ 'Verehrung durch Darbringung von Betel' bedeuten. Ob Krischna durch Oblationen von Betel verehrt wird, weiss ich nicht; der Annahme, dass dem so sei, möchte der Z. 6. vorkommende Ausdruck 'karpurâdisêvâ' günstig sein.

Zeile II.

Ṣrîrag'hunât'hab'haṭṭa gôsvâmi rasamaṅdscharî p'hullatschampakavarṇṇâ tschâsapakschanib'hâmbarâ mâsadvayâd'hika dvagd'haâvarttana sêvâ ॥

Ṣrîrag'hunât'hab'haṭṭa, O, glückbegabter Raghu, Herr, Erhalter! Zu trennen ist: ṣrî, raghu, nât'ha und b'haṭṭa. Rag'hu ist der Name des Grossvaters Râma's, der oft 'Rag'hunandana, Rag'hus Sprössling' genannt wird. Es bezeichnet indessen dieses nom. proprium auch den Râma selbst, wie z. B. aus dem Titel

Digitized by Google

des berühmten Gedichtes Rag'huvañṣa (Geschlecht des Raghu oder Râma) von Kâlidâsa erhellt, wobei freilich dahingestellt bleiben muss, ob Rag'hu auch für Krischna stehen könnte, was der Zusammenhang hier verlangen möchte. Das Substantiv masc. 'nât'ha, Meister, Herr, Gebieter, Beschützer' wird, wie natürlich, von Göttern vorzugsweise prädicirt; Wischnu z. B. heisst 'dschagannât'ha, Herr des Alls, des Universums; der Erde, der Menschheit', wie auch Hari oder Krischna im Brahmâvaivartapurâṇa (ed. Stenzler p. 23. f. sl. 16.) genannt wird: 'tâm ity uktwâ Haris tatra virarâma dschagatpati(s) atô hêtôr dschagannât'hô dschagama nandagôkulam d. i. 'Nachdem Hari diese (nämlich die Râd'hâ) also angesprochen hatte, schwieg da der Weltenherr. Aus dieser Ursache trat der Weltengebieter ein in Nanda's Hirtenfamilie'. Dschagatpati ist so viel wie dschagannât'ha; Nanda ist, wie oben erwähnt, der Name von Krischna's (Hari's) Pflegevater. — Von nât'ha wird das adi. 'nât'havat, im Schutze Jemandes stehend', und das Gegentheil 'anât'havat, schutzlos, eines Beschützers oder Herrn ermangelnd' (Nalôpâkhyân. Lib. X. sl. 21.) gebildet'.

b'haṭṭa, subst. masc., ein gelehrter Mann, Philosoph, ein berühmter Mann, nach Haughton s. v. Allein Lassen bemerkt, im Gloss. zur Anthol. Sanskrit., diese Form sei prakritisch abgeleitet (vgl. Hoefer de prakrita dial. p. 88. 70.) von dem Nomen 'b'hartâ = bhartṛ, der Pfleger, Ernährer, der den Unterhalt darreicht, der Beschützer; daher auch der Gatte, Gemahl, weil er die Gattin ernährt und beschützt'. Auch dieses Wort fügt sich gut zu der Vorstellung, welche die Verehrer Krischna's mit ihm, als dem Erhalter des Weltalls, verbinden.

gôsvâmi. S. Z. 1. und folg.

rasamaṅdscharî, Perle der Empfindung (Affection, Liebe). Das zweite Wort der Zusammensetzung ist bereits erklärt worden. Rasa, subst. m., ist ein Wort von umfassender Bedeutung; es wird entweder auf die Wurzel 'ras, râs, tönen, rauschen, rasseln; heulen, klagen' oder eine ebenso lautende, einer andern Verbalklasse angehörige, Wurzel zurückgeführt, welche 'schmecken, fühlen, empfinden, lieben' bedeutet (Westerg. p. 309.). Daraus erklärt sich auch das Zusammentreffen sehr verschiedener Ausdrücke unter rasa: 'Saft, Feuchtigkeit, Wasser, alles Fliessende und Treufende, Quecksilber, serum u. s. f.; die Grundsubstanz, Urmaterie, das Innerste, Mark' u. s. f. Hierzu möchte griech. ῥάζω, ῥόζω, ῥοίζω, lat. rôs zu vergleichen sein; ? auch δρόσος.

Digitized by Google

Sodann bedeutet 'rasa Geschmack, Empfindung, auch Duft; Leidenschaft, geistige Erregbarkeit, besonders oft Liebe und Liebesgenuss'. Hierzu mag das lat. reor, ratus sum (Sanskr. râtas) und res gehören; vielleicht auch das griech. ῥέζ-ω. Die mit dem Namen 'rasa' belegten Gemüthsaffectionen sind: 'sringâra Liebe; hâsya, Scherz, Lachen; karuna Mitleid, Erbarmen; raudra Zorn; vîra Tapferkeit; b'hyayânaka Furcht; vib'hatsa Ekel, Ueberdruss; und adb'huta Erstaunen, Verwunderung'. Manche fügen diesen acht Grund-Qualitäten noch bei: 'sânta Ruhe', oder 'vâtsalya caritas, besonders Liebe zu den Aeltern'. Vgl. noch 'râsa Getön, Lärm, rauschende Musik und Tanz'; woher 'rasamaṇḍala' Brahmâvaiv. p. 25. sl. 21. von Stenzler durch 'saltationis planities' übersetzt, obschon maṇḍala nicht Ebene, sondern Scheibe, Sonnen- und Mondscheibe, Kugel u. dgl. ausdrückt.

p'hullatschampakavarṇṇâ, die Farbe einer aufgehenden (sich öffnenden) Tschampakablume habend; cf. Zeile 7. Diese Zusammensetzung ist zu zerlegen in p'hulla, tschampaka und varṇṇâ. P'hulla ist ein participiales Adjectiv: 'geöffnet, aufgethan', von der Blume gebraucht, die sich aufschliesst und entfaltet, vom Auge, das sich aufthut. Die Wurzel lautet 'p'hull, aufspringen (von der Blüte), blühen' (Westerg. p. 252.). Nach Lassen (Gl. Anthol. Sanskr. s. v.) ist p'hull vielmehr ein aus dem Participiale 'p'hulla' gebildetes denominatives Verbum. Aus der europäischen Sprachfamilie sind zu vergleichen: griech. φλέω, φλύω, vielleicht auch φύλλον, das Ausgebreitete, Blatt; lat. flôs, floris; floreo, folium; deutsch: blühe, Blume, Blatt u. s. f.; in den älteren germanischen Dialecten z. B. dem angels. blôve, blôsma, verstärkt blôstma u. s. f. Vgl. ausserdem Sanskr. 'utp'hulla, weit geöffnet, weit aufgethan, wie eine Blume' Haughton s. v.

tschampaka, subst. masc., ist der Name eines Baumes, welcher zu der natürlichen Familie der Magnoliaceen gehört und auf allen Inseln des malaiischen Archipels angepflanzt wird. Man schätzt ihn wegen seiner herrlich duftenden, goldgelben Blüten, denen er den Beinamen 'hêmapuschpaka Goldblume' verdankt; von dem starken Dufte derselben heisst er auch 'atigand'ha der sehr duftende'; oder 'ugragand'ha, gand'hapali' u. s. f.; wenn die Blüten aber welk geworden sind, sollen sie übel riechen. Die Eingebornen beiderlei Geschlechts schmücken, nach dem Bade und bei feierlichen Gelegenheiten, Tanz u. dgl., ihr

Digitized by Google

Haar mit Tschampakablumen, streuen sie auf ihre Lager und Ruhekissen und mischen Salben damit, wesshalb dieses Baumes — die Botaniker nennen ihn Michelia Champaka — in den indischen Gedichten, häufig und in verschiedener Weise, Erwähnung geschieht; z. B. Brahmâvaivart. p. 31. sl. 57., wo von Ruhelagern gesprochen wird und von ihnen die Rede ist als von 'tschandanâktais tschampakânâñ kungkumais', mit Tschandana (wohlriechendem Sandelholz) gesalbten, und mit dem Saffran der Tschampakablüten'. In den Liedern der öffentlichen Tänzerinnen wird öfter einer Tschampaka Biru (? birûpa, virûpa) von blauer Farbe Erwähnung gethan, über deren Existenz indessen die Botaniker uneins sind. S. Endlicher: Enchirid. botanic. p. 429. Möglicherweise ist diese blaue Art (Michelia coerulea) auch hier gemeint, da es sich um Krischna, den Blauen, handelt.

tschâschapakschanib'hâmbarâ (Mscr. tschâsa), mit Tschâschaflügelähnlichen Gewändern angethan. Zu scheiden ist: tschâscha, pakscha, nib'ha und ambarâ.

tschâscha, subst. m., ist der Name eines Vogels aus der Familie der Raken. Zu diesen gehört z. B. unsere Mandelkrähe, deren kleine Schwungfedern rein indigblau sind. Der hier gemeinte indische Tschâscha (Coracias Indica, the blue jay) ist nun am ganzen Leibe von dieser glänzend blauen Farbe, oder wenigstens die Schwingen und der Schwanz sind es. Die Beziehung auf den blauen Krischna liegt nahe.

pakscha, subst. masc. unbekannter Ableitung, heisst 'Flügel, Feder, Seite; die eine oder andere Seite, Hälfte'; z. B. 'lûnapakschâvivâṇḍadschau, wie ein Paar Vögel, denen die Flügel abgeschnitten sind' Yadschñad. sl. 45. Das gothische Wort fug-ls, ags. fug-ol, fug-el, deutsch: Vog-el soll mit pak-scha verwandt sein.

nib'ha, adi. mfn., von der Wurzel 'b'hâ, glänzen' (Westerg. p. 13.), mit dem Präfix ni und dem Suffix a, tritt häufig an das Ende von Zusammensetzungen, in der Bedeutung: 'ähnlich, gleich'; z. B. 'târâpatinib'ham muk'ham, das, dem Herrn der Sterne ähnliche Antlitz (nämlich: des Râma werden sie sehen)' Yadschñad. sl. 103. 'pûrṇatschandranib'hânanâm, die, ein dem Vollmond ähnliches (Gesicht) habende (acc.)' Nalôpâk'h. Lib. XI. sl. 32. 'yam anvêschasi râdschânan nalam padmanib'hêkschanam ayañ sa, der König Nala mit den Lotus ähnlichen Augen, den du suchst, ist hier' Nalôpâk'h. Lib. XII. sl. 30.

Digitized by Google

ambara, subst. n., Gewand, Kleid, Bekleidung. Die ursprüngliche Bedeutung ist vielleicht: 'Umfang, Einschliessung, Einhüllung', wesshalb auch der Luftlhimmel, die Atmosphäre, ambara genannt wird. Haughton führt dies Wort auf eine, auch von Rosen (Rad. Sanskr. p. 245.) angegebene, von Westergaard aber nicht verzeichnete, Wurzel 'amb, gehen, sich bewegen' zurück, die in der That nicht zu existiren scheint. Scharfsinnig vermuthet Lassen (im Gloss. zur Anthol. Sanskr. p. 162.), dass ambara aus der Präposition 'anu, nach, neben', mit Ausstossung des u, und vara von vr, bedecken, zusammengesetzt sei.

mâsadvayâd'hika (Mscr. unrichtig: mâsadyad'hika), mehr als zwei Monate, über zwei Monate lang. Die Wortverbindung ist zu lösen in mâsa, dvaya, ad'hika. Vgl. Zeile 10.

mâsa, subst. m., der Monat, gebildet von 'mâs, Mond', mit Hilfe des Suffixes a. mâsa entspricht dem griech. μήν, lat. mens-is, und gehört zu der Wurzel 'mas, mess-en' (Westerg. p. 308.), lat. metior, mens-us sum. Andere Analogieen ergeben sich leicht. Der Mond war also der ursprüngliche Zeitmesser.

dvaya, subst. n., ein Paar, Zwei zusammen, gebildet von dvi, das nur als Dual (dvau, dvê, dvê) declinirt wird, aber in Zusammensetzungen sich unverändert findet, wie z. B. in 'dvi-dscha, zweimal geboren, wiedergeboren'. dvaya bildet häufig das Schlusswort in Compositis, z. B. 'pâdadvaya, die zwei Füsse'.

ad'hika (wegen des voraufgehenden schliessenden a, hier: âd'hika) ist ein adi. mfn., entstanden aus der untrennbaren Präposition 'ad'hi, über' und dem Suffix ka, welches besonders zu Bildung von Adjectiven und Substantiven benutzt wird; ad'hika würde also bedeuten: grösser, länger dauernd, über eine (angegebene) Zeit hinaus während. Zu mâsadvayâd'hika, welches Wort Z. 7. und 10. wiederholt ist, vgl. in Zeile 8: mâsatrayôd'hika.

dvêd'hâvarttanasêvâ (Mscr. dvagd'ha und ṣêvâ), ? Verehrung durch zwiefache (Hin- und Her-) Bewegung im Kreise. Lesartund Uebersetzung stehen nicht ganz fest. dvagd'ha, wie das Mscr. liest, gibt keinen Sinn. Ich habe daher versucht 'dvêd'hâ = dvid'hâ doppelt, zwiefach, auf doppelte, zwiefache Weise' dafür einzusetzen. Durch das Suffix d'hâ werden Adverbien gebildet, die den deutschen auf fach entsprechen; Bopp's kritische Grammatik der Sanskrita-Sprache, §. 239. Mit diesem so gewonnenen dvêd'hâ müsste nun das folgende Subst. neutr. âvarttana aufs genaueste verbunden werden. Dieses Wort bedeutet 'Kreisbewegung, Umdrehung im Kreise, Strudel, Wirbel,

Digitized by Google

wirbelförmige Bewegung', und ist gebildet von der Wurzel 'vart, vṛt, lat. vert-ere, vers-ari, zugleich fieri', wozu, insbesondere für den vorliegenden Fall, lat. vort-ex (Sanskr. âvarta), vert-ex verglichen werden mag; daher kommt 'varta, Wandel, Lebensweise, Bewegung im Leben, Beschäftigung, Lebenserwerb' u. dgl.; â ist Präfix: âvarttanasêvâ würde demnach sein: 'Verehrung durch doppelte (wiederholte) Umdrehung im Kreise', eine treffende Bezeichnung des indischen Tanzes zu Ehren einer Gottheit.

Zeile III.

Ṣrî kṛschṇadâsa kavirâdscha gôsvâmi kastûrimaṅdscharî kâṣmîra gaurikâtschanib'hâmbarâ gand'hasêvâ ℣

Ṣrîkṛschṇadâsa, ?o glückbegabter Diener des Krischna! oder vielmehr: glückbegabter Krischna, Diener (nämlich seiner Gattin und Gebieterin Râd'hâ, welcher demnächst Erwähnung geschieht). Diese zweite Auffassung, dâsa als Apposition, scheint die einzig richtige, da unter dem Angeredeten, zufolge der ihm beigelegten Prädicate, kaum ein Anderer als Krischna selbst verstanden werden kann. Vgl. das Anfangswort in Zeile 4. 7. 8. 9. 10. und 11. Uebrigens erscheint dâsa öfter als zweites Wort in zusammengesetzten Eigennamen und mag dadurch die ursprüngliche, aus der Wurzel 'dâs, dâṣ, geben, darreichen' (Lass. Gloss. Anthol. p. 235. Westerg. p. 306.) entnommene Bedeutung: 'Darreichender, Diener' gemildert sein, wenn sie nicht selbst ganz und gar verloren gegangen ist, wie dies mit manchen Begriffswörtern in andern alten Sprachen der Fall ist, die, in gewissen Zusammensetzungen, ihre Bedeutung verlieren, wo sie aber selbstständig stehen, dieselbe unverkürzt behalten. Dâsa bezeichnet besonders die zur vierten Klasse der Indier (den Ṣûdras) Gehörigen, welche das eigentliche Volk bilden und sich „mit allen Gewerben, Handwerken und Künsten befassen, sogar dem Handel obliegen" dürfen (Bohlen: das alte Indien II. S. 27.); wenn auch, nach Mânu's Ausspruch (ed. Loiseleur Deslongchamps Lib. I. sl. 91.) „Prab'hu (der Herr), dem Ṣûdra nur das Eine Geschäft angewiesen hat, den andern drei Ständen zu dienen." Die Hirten, wie auch die Fischer, Schiffer und ähnliche freiere Gewerbe gehören zum vierten Stande; ihren Gott, als Hirten, sich durch einen solchen Ausdruck, wie dâsa, näher und menschlich gleich zu stellen, scheint dem Glauben der Krischnaïten ganz angemessen.

Digitized by Google

kavirâdscha, ein Compositum, das in kavi und râdscha zu zerlegen ist. Wahrscheinlich ist dies Wort, dem Sinne nach, mit dem vorhergehenden eng zu verbinden; vgl. Z. 5. srîrûpa-kavirâdscha. kavi, subst. m., bedeutet: Dichter, Prophet, in den Vêden: König, nach Haughton auch einen 'Gelehrten, Weisen', ein geeigneter Beiname Brahmâ's, von weitem Umfange. Lassen führt das Wort auf die Wurzel 'ku, laut rufen, preisen, verehren, feiern (Westerg. p. 42.)' zurück, mit suffigirtem i, wonach kavi ursprünglich 'ein Prophet und preisender Anbeter der Götter, ein Priester' wäre; oder auch, von 'ku = καύω', ein Opferer; vgl. 'kavya, holocaustum' (Lass. Gloss. Anth. p. 195.) — râdscha, am Ende von zusammengesetzten Wörtern, ist so viel wie das unverbundene Subst. masc. 'râdschan, König, rex, reg-is', von der Wurzel 'râdsch, regieren, König sein' (Westerg. p. 119.) — Demnach würde kavirâdscha 'König der Weisen, der Gottesweisen, Propheten' ausdrücken; nach Haughton s. v. aber: 'Arzt', auf welche Autorität gestützt, weiss ich nicht.

gôsvâmi. S. oben.

kastûrîmaṅdschari (Mscr. kastarimaṅdschari; unter st ist das Vocalzeichen für û ausgelassen, und die Silbe ri steht über der ersten Zeile, wohin das Zeichen nach ṅdsch verweist), Perle des Moschus oder Moschusduftes, des Bisams, ein Ausdruck, der im Munde des poëtischen, Wohlgerüche liebenden, Indiers nicht auffallen kann. Finden wir doch in europäischen Litaneien Prädicate von ähnlicher Geschmacklosigkeit! Es muss indessen bemerkt werden, dass das bengalische Wort kastûra nicht blos den Moschus bezeichnet, sondern auch zwei glänzende, moschusduftende Gewächse, den Hibiscus Abelmoschus, einen Strauch, der die, früher auch in Europa zu medicinischen Zwecken gebrauchten, Bisamkörner liefert, welche in den Salben der Orientalen noch heute eine grosse Rolle spielen (Endlicher l. c. p. 513.), und die Amaryllis Zeylanica, über die ich nichts Näheres erfahren konnte. Dass der blumenliebende, lichtstrahlende, glänzende Gott mit duftenden Blumen verglichen wird, auch ihrem Geruche nach, entspricht dem Zusammenhange der Krischnasage, die ihn mit Allem, was die Pflanzenwelt Herrliches hat, in Verbindung bringt. Man lese nur das Brahmâ-vaivarta-purâṇa.

kâṣmîra (Mscr. kâṣmira, mit kurzem i), ein subst. n., ist der Name eines, zu den Zingiberaceen gehörigen, aromatisch bitteren, mit Knollenwurzeln versehenen Gewächses, von den Botanikern als 'Costus speciosus' aufgeführt. Den Namen mag

Digitized by Google

es daher haben, dass es von kaṣmîra oder kâṣmîra (Kaschmir) eingeführt wird, wie auch der Saffran, aus demselben Grunde, 'kaṣmîradschanmâ, der in Kaschmir Erzeugte, heisst.

gaurikâtschanib'hâmbarâ, mit, dem gelben (Gold-) Krystall (auch weissem Krystall) ähnlichen, Gewändern angethan. Das Wort zerlegt sich in gauri, kâtscha und dem bereits Z. 2. dagewesenen, und Z. 4. 5. 7. 8. 9. wiederkehrenden nib'hâmbarâ, âmbarâ. gauri (für gaura adi. mfn. fem. ∼ â und ∼ rî), 'weiss, besonders aber gelb, goldgelb, saffrangelb; auch rein, schön'. — kâtscha, subst. m., Glas, Krystall u. s. f., gebildet von der Wurzel 'kâtsch, glänzen' (Westerg. p. 96.).

gand'hasêvâ, Verehrung mit Wohlgerüchen. gand'ha, subst. masc., Geruch, starker Geruch, Wohlgeruch; jede starkriechende Substanz (Schwefel z. B.); von einer obsoleten Wurzel.

Zeile IV.

Ṣrî mukundadâsa gôsvâmi môdanamaṅdscharî tschandratschandanab'hûîschṭa kumakumavarṇṇâ mèg'hâmbarâ dvayâdaṣavarschîyâ rasana sèvâ ℣

Ṣrîmukundadâsa (Mscr. makunda, mit Auslassung des Vocales u unter dem Consonanten m). Ṣrî und dâsa sind bereits besprochen; nicht geringe Schwierigkeit macht indessen das Wort mukunda. Der Doppelbuchstab, welcher den Laut ku darstellt, könnte vielleicht auch als dd gelesen werden, was aber keinen Sinn gäbe. Nach wiederholter Vergleichung mit dem Facsimile in Chézy's Yadschnadattabad'ha habe ich mich für die Lesung ku entschieden. Nun ist 'mukunda' in der That ein (?) Sanskrit- oder bengalisches Wort, welches 'Kostbarkeit, Edelstein' bedeutet; zugleich ein Epithet Wischnu's. Es würde demnach, auch in dieser Benennung, wie wir Aehnliches bereits oben sahen, Krischna dem Wischnu ganz gleich stehen. dâsa s. oben; gôsvâmi desgleichen.

môdanamaṅdscharî, des Vergnügens (der Freude) Perle. môdana, subst. n., gebildet von der Wurzel 'mud, sich freuen, fröhlich sein (Westerg. p. 171.)', durch Verlängerung des Inlautes und suffigirtes ana, bedeutet: Vergnügen, Freude, Fröhlichkeit.

tschandratschandanab'hûîschṭa wird zu zerlegen sein in tschandra, tschandana, und b'hûîschṭa (?); das letzte Wort vielleicht entstellt für b'hûschita, was ich annehme. tschandra, subst. m., der Mond, als Planet und als Gottheit, von der Wurzel

Digitized by Google

tschad oder tschañd, mit eingefügtem Nasal, 'leuchten, glänzen, erheitern, sich freuen, (Westerg. p. 162.)'. Ferner bedeutet tschandra noch: Wasser, Gold, auch eine Art Lilie (Crinum) von, wahrscheinlich glänzender, leuchtender Farbe. — tschandana subst. n., Sandel (Sirium myrtifolium), Sandelholz; das Wort bezeichnet sowohl den Baum, als auch das Holz und die aus demselben bereiteten Salben, welche man, als Wohlgerüche, sehr schätzt. — Das letzte Wort der Zusammensetzung nehme ich für b'hûschita, das Participiale zur Wurzel 'b'hûsch, schmücken, zieren' (Westerg. p. 292.); also: geziert, geschmückt. Das Ganze: tschandratschandanab'hûschita wird also heissen: mit Mond (Gold, leuchtenden) Kleinodien und Sandel geschmückt.

kumakumavarṇṇâ, crocusfarbig. kumakuma scheint einer der vielen Namen für den unechten Saffran zu sein; es ist ohne Zweifel=kungkuma, subst. masc., Crocus, der häufig erwähnt wird; z. B. Brahmâvaiv. p. 29. sl. 46: kungkumâb'hamaṇiṇâ(ñ); p. 31. sl. 57. kungkumais. Aehnliche Wörter bezeichnen gurken- und kürbisartige Gewächse. Vgl. lat. cŭcŭmis, cucŭm-eris, m., die Gurke, und hierzu das abgeleitete: franz. concombre u. s. f.

mêg'hâmbarâ, wolkenbekleidet. mêg'ha, subst. masc., Wolke, von der obsoleten Wurzel 'mig'h' ausgiessen, wofür gebräuchlich ist 'mih', effundere, præsertim ming-ere (Westerg. 325.), also die den Regen Ausgiessende. Zur Vergleichung bieten sich dar: griech. ὀ-μίχ-ω, ὀ-μιχ-έω, ὀ-μίχ-λη. lat. mêj-o, ming-o; auch in alten germanischen Dialecten, z. B. ags. mîgan, gemîgan, mingere; mîging, mîgung, mictura u. s. f.

dvayâdaṣavarschîyâ (Mscr. dvayâdasavarsiâ), zweimal zehn Jahre lang während. S. Z. 1.

rasanasêvâ, Verehrung mit Wohlgerüchen. Mscr. liest vasana, was keinen Sinn gibt; offenbar ist unter dem Zeichen des ersten Buchstabens der diakritische Punkt weggelassen, der das r von dem v (b) unterscheidet. rasana, subst. n., Geschmack, Geruch, Wohlgeruch, von der Wurzel ras. S. Z. 2.

Zeile V.

Ṣrî rûpakavirâdscha, gôsvâmi ratnamaṇḍscharî hiraṇyavarṇṇâ dschavâvâsidd'hakulâ tschâschapakschanib'hâmbarâ tschâmarasêvâ ॥

Ṣrî rûpakavirâdscha, o glückbegabter, schöngestalteter König (Fürst) der Weisen. S. oben. — gôsvâmi; s. oben.

Digitized by Google

ratnamaṇḍscharî (Mscr. vatna), Perle der Kostbarkeiten, Kleinodien, Schätze. ratna, subst. n., Edelstein, Kleinod, Reichthum, Kostbarkeit; entstellt auch ragitna, zu raya, rai, Reichthum, Gold, gehörig. ? Wurzel 'râ, geben, schenken, spenden'. (Westerg. p. 16. cf. Lassen Gl. Anth. p. 301.)

hiraṇyavarṇṇâ, goldfarbiger, glänzender. S. Z. 8. hiraṇya, subst. n., Gold, jedes kostbare, nicht bearbeitete Metall; auch hiraṇa. Wurzel unbekannt.

dschavâvâ nehme ich = dschavâ, subst. fem., Hibiscus, Hibiscusrose, Hibiscus Rosa Chinensis; wenn man nicht das zweite vâ für die Disjunctivpartikel 'oder, oder auch' halten will. Bei dem Mangel an Conjunctionen in unserer Litanei möchte dies kaum anzunehmen sein. Sehr schwierig ist das folgende, weder in Lesung noch Bedeutung feststehende, Wort, welches, in Verbindung mit dem vorhergehenden, Z. 6. und 9. wiederholt wird. Besserem entgegensehend, lese ich einstweilen sidd'hakula, zusammengesetzt aus sidd'ha, dem Participiale von Wurzel 'sid'h, vollendet werden oder sein, zu Stande bringen, zu Ende führen (Westerg. p. 191.)'; also sidd'ha, vollendet, auch vollendet in Heiligkeit, vortrefflich, heilig; — und kula, der bengalische Name für den, in Ostindien weitverbreiteten, schlanken Jujubenbaum (Zizyphus Jujuba), dessen Rinde Heilkräfte besitzt und vielfach in der Heilkunst gebraucht wird, während seine Früchte zu den geschmackreichsten gehören (Endlicher l. c. p. 583.) Ich setze voraus, dass dieser Baum blaue Blüten trägt.

tschâschapakschanib'âmbarâ, in, Tschâschaflügeln (an Farbe) ähnliche, Gewänder gekleidet. S. Z. 2. Mscr. tschâsa.

tschâmarasêva, Verehrung durch das Tschâmara (Fliegenwedel). tschâmara, subst. n., der Schweif des Yak (Bos grunniens, eines in der Tartarei lebenden Ur's, Auerochsen), der als Fliegenwedel gebraucht wird; engl. chowri, chouri; in der Maratha-Sprache: tschawarî, Kennedy's Dict. p. 38. — Brahmâvaiv. p. 51. sl. 101: 'vayasyâh sêvayâmâsuṣ tschâmarai ratnab'huschṭibih', (ihre) Freundinnen verehrten sie mit edelsteingezierten Fliegenwedeln.

Zeile VI.

Ṣrî nandana gôsvâmi ṣrêhamaṇḍscharî padmakiṇḍschalkavarṇṇâ dschavâvâsidd'hakulâ dâḍimbapuschpavasanâ karpûrâdisêvâ ৭

Ṣrinandana, o glückbegabter Freudenspender! nandana, subst. m., Erheiterer, Erfreuer, Verursacher von Freude; am

Digitized by Google

Ende von Zusammensetzungen bezeichnet nandana den Sohn, Abkömmling, z. B. nandanandana, Sohn des Nanda, Nandaïde d. i. Krischna, dessen Pflegevater (s. oben) Nanda hiess; vielleicht ist selbst in unserer Stelle so zu lesen. Die Wurzel hierzu ist 'nand, sich freuen' (Westerg. p. 165.)

ṣrêhamaṅdscharî, Perle des Glücks, der Glückseligkeit. srêha, subst. n., = ṣrî, Glück, Erhabenheit, Auszeichnung.

padmakiṅdschalkavarṇṇâ (Mscr. ~ dschalaka), Lotusstaubfädenfarbig. Die Zusammensetzung ist zu zerlegen in padma, kiṅdschalka und varṇṇâ. padma, subst. m. n., die Lotusblume, die in der indischen Mythologie eine sehr bedeutende Rolle spielt und in einer grossen Anzahl von zusammengesetzten Wörtern, auch Eigennamen, vorkommt. Es ist dies die, von den Botanikern, Nelumbium speciosum geheissene, nicht — wie häufig geschieht — mit der sogenannten Seerose (Nymphæa alba) zu verwechselnde Blume. Die Wurzel zu padma ist unbekannt. — kiṅdschalka, subst. m., das Filament des Lotus; Ursprung des Wortes unbekannt.

dschavâvâsidd'hakulâ; s. Z. 5.

dâḍimbapuschpavasanâ, Granatbaumblüten (ähnliche) Gewänder tragend. dâḍima und dâḍimba, subst. m. n., der Granatbaum, Punica Granatum. — puschpa, subst. n., Blume, Blüte u. s. f.; gewöhnlich abgeleitet von 'puschp, aufblühen', wovon puschpita (partic.) aufgeblüht, blühend (Westerg. p. 210). Lassen indessen hält das Verbum puschp für ein denominatives, das aus 'pusch Nahrung' und 'pâ, trinken' entstanden sei (Gloss. Anth. Sanscr. p. 264.) — vasana, subst. n., Kleid, Kleidung, Gewand, von der Wurzel 'vas, sich anziehen, bekleiden' (Westerg. p. 311.). Zu nahe liegendem Vergleiche bieten sich dar: griech. ἕσθος, ἐσθής, lat. vest-is u. s. f. ags. væd u. s. f.

karpûrâdisêvâ (Mscr. karpura), Verehrung durch Kampher u. s. w. — karpûra, subst. m. n., Kampher, dem Indischen nachgebildet, Camphor engl., Laurus camphorifera, der Baum, und was davon kommt. — âdi (auch Z. 9. und 11.), adi. mfn. und subst. m., der Erste; der Anfang. In der Zusammensetzung nimmt es die letzte Stelle ein und entspricht unserm „u. s. f. oder u. s. w.," indem es anzeigt, dass das zuletzt Genannte als Erstes einer Reihe noch dazu gedachter Dinge anzusehen ist. S. Bopp: Gramm. critica Ling. Sanscr. ed. II. reg. 666.

Digitized by Google

Zeile VII.

Śrî râd'hâtscharanadâsa gôsvâmi rasamaṇḍscharî p'hullatschampakavarṇṇâ mêg'hâmbarâ mâsadvayâd'hika trayôdaśavarschîyâ gand'hasêvâ ℥

Śrîrâd'hâtscharaṇadâsa, o glückbegabter Diener der Füsse Râd'hâs! (Mscr. tschavana). tscharana, subst. n., der Fuss, von der Wurzel 'tschar, gehen, einherschreiten; fliegen' (Westerg. p. 242.) und dem Suffix ana, dessen dentales n, aus euphonischen Gründen, in das linguale nasale ṇ übertritt. Bopp: Gramm. crit. reg. 94. a.

rasamaṇḍscharî (Mscr. unrichtig vâsamaṇḍschari.) S. Z. 2. — p'hullatschampakavarṇṇâ. S. Z. 2. — mêg'hâmbarâ. S. Z. 4. — mâsadvayâd'hika (S. Z. 2.) zwei Monate mehr.

trayôdaśavarschîyâ, dreizehnjährig, dreizehn Jahre dauernd. (Mscr. dasavarsiâ) S. Z. 1. gand'hasêvâ. S. Z. 3.

Zeile VIII.

Śrî dschîvanadâsa gôsvâmi dschauvanamaṇḍscharî hiraṇya varṇṇâ kundapuschpanib'hâmbarâ mâsatrayôd'hika tscharaṇasêvâ ℥

Śrîdschîvanadâsa, o glückbegabter Lebens-Spender (Verleiher, Diener)! Ueber dâsa s. oben. Mscr. unrichtig dschivana mit kurzem i. — dschîvana, subst. n., Leben, Lebensunterhalt, durch das Suffix ana gebildet von der Wurzel 'dschîv, leben' (Westerg. p. 257.); als adi. heisst 'dschîvana, belebend, lebendig machend'. Zu vergleichen sind: griech. ζάω, ζωή. ? lat. vivo.

dshauvanamaṇḍscharî, Perle der Jugend. dschauvana, bengalische Aussprache, (s. Haughton: Bengâlî Gramm. p. 11.) verderbt aus yauvana, subst. n., Jugend; gebildet aus yauvan, Jüngling, mit suffigirtem a; vgl. lat. juven-is.

hiraṇyavarṇṇâ. S. Z. 5.

kundapuschpanib'hâmbarâ, in, Jasminblüten ähnliche, Gewänder gekleidet. kunda, Name einer Art Jasmin (Jasminum multiflorum s. pubescens); die andern Wörter sind schon dagewesen.

mâsatrayôd'hika, mehr als drei Monate, über drei Monate lang. S. Z. 2. und Z. 11.

tscharaṇasêvâ, Verehrung (seiner) Füsse. S. Z. 7. und Z. 9.

Digitized by Google

Zeile IX.

Śrî rûpatscharaṇadâsa gôsvâmi ranggamaṅdscharî dschavâvâsidd'hakulâ paṭṭavastrâmbarâ dschanâdisêvâ ॥

Śrîrûpatscharaṇadâsa, o glückbegabter Diener (? Beschützer) der Füsse der Schönheit! S. Z. 1. 7. 8.

gôsvâmi. In der Zeile steht nur gôsvâ; das unter derselben hier befindliche Zeichen weist auf den untern Rand, wo das fehlende mi zu lesen ist.

ranggamaṅdscharî, Perle der Heiterkeit (des Scherzes, des Tanzes). rangga, subst. m., Farbe, Schminke; Tanzen, Singen, theatralische Vorstellung; Circus, Scene, Theater. Alle diese Vorstellungen vereinigen sich in dem Begriffe des Glanzes, übertragen auf Seelenzustände, der Heiterkeit, Munterkeit. Wurzel zu diesem Worte ist: 'raṅdsch, färben, coloriren' (Westerg. p. 119.) — Nach maṅdscharî sind folgende Wörter ausgestrichen, die in der 10. Zeile wieder kommen: 'mâsadvayâd'hika sûb'hravastrâvasanâ'. Dann folgt:

dschavâvâsidd'hakulâ; s. Z. 5. 6.

paṭṭavastrâmbarâ, in seidene (Ober-) Gewänder gekleidet. paṭṭavastra, Seidengewand, von paṭṭa, subst. m., gewobene Seide, Seidenzeug, Obergewand, und vastra (Wurzel vas, die oben besprochen wurde, und Suffix tra), subst. n., Kleid. ambarâ s. Z. 2. 3. 4. 5. 7. 8. 10.

dschanaâdisêvâ, der Leute u. s. w. Verehrung. dschana, subst. m., Mensch, Menschheit, Leute; auch eine Person, Individuum, eine bestimmte Person (z. B. der Geliebte), von der Wurzel 'dschan, erzeugen, hervorbringen' (Westerg. p. 139.), mit sufligirtem a. Diese Wurzel ist auch in den europäischen Sprachstämmen sehr fruchtbar; vgl. griech. *γεν-άω*, *γίγνομαι*. lat. gen(er)o, gigno, (g)nascor. ags. cennan u. s. f. lat. gens, ags. cyn u. s. w.

Zeile X.

Śrî nityânandadâsa nityamaṅdscharî mâsadvayâd'hika sub'hravastrâvasanâ daṅdakâschtaadisêvâ ॥

Śrî nityânandadâsa, o Darreicher, (Diener, Verleiher, Spender) des ewigen Glückes! nityânanda, subst. m., ewiges Glück und Freude; zusammengesetzt aus nitya, adi. mfn., an einem Orte verharrend, ausdauernd, immerwährend, ewig (aus der Präposition ni, in und dem localen Suffixe tya) und ânanda, subst. m., Glück, Freude, Herrlichkeit; = nanda in Z. 6.

Digitized by Google

nityamaṅdscharî, Perle der Ewigkeit. mâsadvayâd'hika. S. Z. 2. Dies Wort sollte, nach Analogie der übrigen Zeilen, den folgenden Worten nachgehen.

ṣub'hravastrâvasanâ, in glänzende Kleidung gekleidet. sub'hra, adi. mfn., weiss, glänzend, leuchtend, scheinend; von der Wurzel 'ṣub'h, glänzen' (Westerg. p. 221.), mit dem Suffix ra. Die übrigen Wörter sind bereits erklärt.

daṇḍakâschṭaadisêvâ, mit dem Holze des (Pilger-) Stabes u. s. w. Verehrung. (Mscr. âdi für adi.) daṇḍa, subst. m. n., ein Stab, Stecken, Pilgerstab, Stock, Scepter u. dgl.; auch (?Stock-) Strafe; Wurzel unbestimmt. — kâschṭa, subst. n., Holz; Wurzel unbestimmt. Das Uebrige ist dagewesen.

Zeile XI.

Ṣrî sanâtanadâsa ṣuvarṇṇamaṅdscharî mâsaêkâdaṣa sub'hravastrâvasanâ âsanâdisêvâ ॥

Zwischen mâsa und êkâdaṣa hat der Abschreiber, aus Uebereilung, der vorstehenden Zeile die Worte: 'dvayâd'hikasû' nachgeshrieben und sie sodann, als ungiltig, durchgestrichen.

Ṣrîsanâtanadâsa, o glückbegabter Diener des Ewigen! sanâtana, adi. mfn., ewig, immerwährend, gebildet aus dem Adverbium 'sanâ, immer' und dem Suffix tana.

suvarṇṇamaṅdscharî, schön- (gold-) farbige Perle. suvarṇṇa, adi. mfn., von guter Farbe oder Kaste, glänzend, strahlend; als subst. n. Gold. Als Präfix entspricht su dem griech. εὖ.

mâsaêkâdaṣa, elf Monate (lang oder hindurch.)

ṣub'hravastrâvasanâ. S. Z. 10.

âsanâdisêvâ, Verehrung durch Sitzen u. s. w. — âsana, subst. n., ein Sitz, ein Stuhl, ein Carpett, eine Decke oder Matte, oder worauf man sonst sitzt; dann aber auch der Act des Sitzens selbst, da man in einer besonderen, bestimmten Stellung sitzt, wie dies z. B. bei den frommen Bettelmönchen des Morgenlandes, den Fakirn, Sitte ist. — Die hierzu gehörige Wurzel ist 'âs, sitzen, an einem Orte verharren, daselbst sich aufhalten, wohnen'. (Westerg. p. 302.)

Um, schliesslich, dem Leser die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern, lasse ich den vollständigen Text mit wörtlicher, daruntergesetzter Uebersetzung folgen.

Digitized by Google

1. Śrî Râd'hâkṛschna ॐ Śrî rûpagôsvâmi rûpamañ-
(0) glückbegabte Râd'hâ (und) Krischna! (0) glückbegabter Hirte der Schönheit Schönheits-
dscharî gôrôtschanâvarṇṇâ sârdd'hatrayôdaśavarschîyâ
perle glänzend - gelb - farbiger dreizehnjährige und ein halb
tâmbûlasêvâ ॐ
mit Betelpfeffer Verehrung!

2. Śrî rag'hunât'hab'hatta gôsvâmi rasamañdscharî
(0) glückbegabter Rag'hu Beschützer Herr Hirte Empfindungsperle
p'hullatschampakavarṇṇâ tschâschapakschanib'hâmbarâ
(wie eine) aufbrechende Tschampakablume - farbiger (mit) Tschâscha - flügel - ähnlichen Gewändern
mâsadvayâd'hika dvêd'ha âvarttanasêvâ ॐ
(angethan) Monate ein Paar mehr ? mit doppelter Kreisbewegung Verehrung!

3. Śrî krschnadâsa kavirâdscha gôsvâmi kastûrimañ-
(0) glückbegabter Krischna Diener (der) Wenen König Hirte Moschus- (Bisam-)
dscharî kâśmîra gaurikâtschanib'hâmbarâ gand'-
perle Kâśmîra(blume) gelbem Krystall ähnliche Kleider (habender) mit Wohl-
hasêvâ ॐ
gerüchen Verehrung!

4. Śrî mukundadâsa gôsvâmi môdanamañdscharî tschan-
(0) glückbegabter Mukunda Diener Hirte Freudenperle Mond
dratschandanab'hùschita kumakumavarṇṇâ mêg'hâm-
(und) Sandelgeschmückter crocusfarbiger wolkenbeklei-
barâ dvayâdaśavarschîyâ rasanasêvâ ॐ
deter zweimal zehn - jährige mit Wohlgerüchen Verehrung!

5. Śrî rûpakavirâdscha gôsvâmi ratnamañdscharî hiraṇ-
(0) glückbegabter schöner Weisenkönig Hirte Kleinodienperle gold-
yavarṇṇâ dschavâvâsidd'hakulâ tschâschapakschа-
farbiger Hibiscus ? trefflicher Jujubebaum (mit) Tschâscha - flügel - ähn-
nib'hâmbarâ tschâmarasêvâ ॐ
lichen Kleidern (bekleidet) mit dem Fliegenwedel Verehrung!

6. Śrî nandana gôsvâmi śrêhamañdscharî padmakiñ-
(0) glückbegabter Erfreuer Hirte Freundschaft- (Liebes-) perle Lotus - staub-
dschalkavarṇṇâ dschavâvâsidd'hakulâ dâḍimbapusch-
faden - farbiger ? Granatenblüten-
pavasanâ karpûrâdisêvâ ॐ
bekleideter (mit) Kampher Verehrung!

7. Śrî râd'hâtscharaṇadâsa gôsvâmi rasamañdscharî
(0) glückbegabter der Râd'hâ Füsse Diener Hirte Empfindungsperle
p'hullatschampakavarṇṇâ mêg'hâmbarâ mâsadvayâ-
(wie eine) aufbrechende Tschampaka(blume) farbiger wolkenbekleideter mehr denn zwei
d'hika trayôdaśavarschîyâ gand'hasêvâ ॐ
Monate (und) dreizehn - jährige mit Wohlgerüchen Verehrung!

Digitized by Google

8. Śrî dschîvanadâsa gôsvâmi dschauvanamaṅdscharî
(o) glückbegabter Lebens - Spender Hirte Jugendperle
hiraṇyavarṇṇâ kundapuschpanib'hâmbarâ mâsatra-
gold - farbiger (der) Kunda - blume - ähnlich - bekleideter Monate mehr
yôd'hika tscharanasêvâ ℣
als drei (der) Füsse Verehrung!

9. Śrî rûpatscharaṇadâsa gôsvâmi ranggamaṅdscharî
(o) glückbegabter der Schönheit Füsse Diener Hirte Glanzperle
dschavâvâsidd'hakulâ paṭṭavastrâmbarâ dschanâdi-
? (in) seidengewebte Gewänder (gekleideter) der Leute u. s. w.
sêvâ ℣
Verehrung!

10. Śrî nityânandadâsa nityamaṅdscharî mâsadvayâd'hika
(o) glückbegabter (des) ewigen Glückes Diener Ewigkeitsperle Monate mehr denn zwei
śub'hravastrâvasanâ daṇḍakâschtaadisêvâ ℣
(in) glänzende Kleider gekleideter mit dem (Pilger-) Holzstabe Verehrung!

11. Śrî sanâtanadâsa suvarṇṇamaṅdscharî mâsaćkâdaśa
(o) glückbegabter des Ewigen Diener schöne (gold-) farbige Perle Monate elf
śub'hravastrâvasanâ âsanâdisêvâ ℣
(in) glänzende Kleider gekleideter (durch) Sitzen Verehrung!

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1]) Die Materialien zu diesem Lebensabriss sind aus den, im Texte angegebenen, Schriften, ausserdem aus den brieflichen Mittheilungen von Rodt's an seine Verwandten und Freunde in der Heimat, entnommen, wie dieselben in dem religiösen Volksblatte „der Christ" (herausgeben von Karl v. Rodt und dem Schreiber dieses) Jahrgang 1836. 1837. 1838. 1839—1843. und ganz besonders Jahrgang 1844. abgedruckt wurden. Einzelne, aus dem vertrauten Umgange mit der Familie v. Rodt's mir gewordene und im Gedächtnisse aufbewahrte, Mittheilungen sind nicht unbenutzt geblieben.

[2]) Bernhard Emanuel von Rodt. Lebensbild eines Alt-Berners, als Soldat, Staatsdiener, Geschichtschreiber, Zeitgenosse und Augenzeuge der schweizerischen Umwälzungen. Geschildert von L. Wurstemberger. Bern 1851.

[3]) Seit jener Zeit hat sich die Stellung der oben genannten berühmten Theologen gänzlich geändert: Merle ist Mitglied der, aus der Verbindung des Bourge-de-Four und der Pelisserie hervorgegangenen, nicht staatskirchlichen, Gemeine und steht, wenn auch auf der äussersten Rechten, dennoch auf Seiten der Dissidenz. Monod, der berühmteste Redner der reformirten Kirche, jetzt in Paris, ist auf die Seite der Nationalkirche zurückgetreten, wenn er auch einen sehr freien Standpunct innerhalb derselben, zur äussersten Linken, einnimmt. Die grossen Verdienste, welche beide Männer um die practische Förderung der gläubigen Kirche gehabt haben und noch haben, sind von allen protestantischen Parteien einstimmig anerkannt worden.

[4]) Die grosse, oft scheinbar an Theilnahmlosigkeit grenzende Ruhe, welche, wie wir hier sehen, von Rodt schon als junger Mann in hohem Grade besass, hat nicht wenig dazu beigetragen, seine nachmaligen Arbeiten als Missionar erfolgreich zu unterstützen. In den oft lebhaften Besprechungen über das Christenthum mit Hindus und Mohamedanern, in welche ihn die Berufspflicht hineinzog, hat er, auch der grössten leidenschaftlichsten Hitze der Eingebornen gegenüber, niemals seine ruhige feste Haltung verloren und ist dadurch jedesmal Sieger geblieben. Weil diese Ruhe mit dem Ausdrucke grosser Freundlichkeit und christlichen Wohlwollens verbunden war, so hatte sie für den Gegner nichts Abstossendes und Verwundendes, — um so weniger, da man äusserlich den Eindruck, welchen seine Gegner auf ihn machten, nie oder selten wahrnahm.

Digitized by Google

[5]) Die meisten dissidirenden Kirchen der Schweiz und Frankreichs gestatten einem Jeden, von dessen Frömmigkeit sie überzeugt sind, den Zutritt zum Abendmahl, ohne zu fragen, zu welcher besondern Confession er gehört.

[6]) Herrn Groves begleitete damals sein Schwager, der bekannte Independentenprediger Georg Müller, ein Deutscher, in Bristol, dessen ganzes Amts- und Privatleben ein praktischer Commentar zu dem Verheissungsbefehle des Herrn ist: „Bittet, so wird Euch gegeben!“ Ohne einen Pfennig feste Besoldung zu empfangen, hat es weder ihm noch den Seinen je an dem Nothwendigen gefehlt, sondern es stehen auch, als ein dauerndes Denkmal seines gläubigen Gebets, vier Waisenhäuser da, die er, ohne allen Fonds, errichtet hat und durch freie Liebesgaben erhält, obschon sie (im Jahr 1844.) bereits einen jährlichen Aufwand von 17,142 Thalern nothwendig machten. In Basel hatte Müller sich von Groves getrennt, um nach Deutschland zu gehen, während Jener nach Genf reiste. Vgl. das höchst merkwürdige und erbauliche Buch: „Des Herrn Führungen im Lebensgange des Georg F. Müller. Von ihm selbst beschrieben. Stuttgart 1844. 2 Thle. S. besonders Theil 2. S. 128. und 184.

[7]) Wenger gibt ihm ein besseres Zeugniss; er sagt in dem Brief Memoir: „he passed the closing examinations greatly to his credit.“

[8]) Dieser Wunsch ist ihm gewährt worden, wie wir unten sehen werden.

[9]) Auch Weitbrecht ist schon eingegangen zu seines Herrn Freude. Am 1. März 1852 raffte ihn die Cholera dahin. S. im diesjährigen Säemann Nro. 25. die nähern Umständen.

[10]) Die Wurzel mlêtschtsch, von welcher das Substantiv mlêtschtscha gebildet ist, bedeutet zunächst „unarticulirt oder undeutlich sprechen, einen barbarischen Dialect sprechen;“ daher mlêtschtscha „ein Barbar, ein Fremder, ein Jeder, der nicht Sanskrit oder eine von diesem abgeleitete Sprache spricht und die Gebräuche der Hindus nicht beobachtet.“ Dasselbe bedeutet mlêtschtschadschâti. Haughton s. v.

[11]) Dies war der letzte Brief, den seine Familie von ihm erhalten hat.

[12]) Vgl. das oben S. 35. Erzählte.

[13]) Die Sunderbuns, nicht Sunderbunds, wie gewöhnlich geschrieben wird, von sundara „schön“, und bunâ „wild, waldig, ländlich,“ also die schönwaldige Gegend, die schönen Wälder. Zur Ergänzung der oben gegebenen Beschreibung der Sunderbuns, lassen wir hier noch eine zweite, aus von Rodt's Briefen, folgen. „Eine andere Merkwürdigkeit, die ich auf meiner Reise sah, sind die Wälder, genannt Sunderbuns d. i. schöne Wälder, die im Südosten von Calcutta liegen und sich, vielleicht 200 engl. Meilen von Westen nach Osten, und 80 bis 100 von Norden nach Süden, bis zum Meer erstrecken. Sie sind von unzähligen natürlichen Canälen durchschnitten, die alle mit dem Meere in Verbindung stehen, und auf denen ein lebhafter Handelsverkehr zwischen Calcutta und dem Osten Statt findet. Aus Furcht vor Räubern fahren die Eingebornen mit einer grossen Menge

Digitized by Google

von Schiffen, oft in Flotten von 40 bis 50, meistens mit Reis beladenen, Schiffen mit einander durch die engen Canäle, die zuweilen so schmal sind, dass ein gutes englisches Pferd darüber wegsetzen könnte. Europäer haben sich vor Räubern nicht zu fürchten und reisen daher meistens allein."

[14]) Vielleicht denkt Wenger dabei an Einzelheiten, wie folgende, von Revd. Smoll erzählte, welcher schreibt: „Er (von Rodt) war vor einigen Wochen, ungeachtet der inständigen Bitten seiner Mitarbeiter, nach den Dörfern der Sümpfe gereist, wo, in dieser Jahreszeit, der Tod zu Hause ist. Mehrere Male war er genöthigt, seine Schuhe und Strümpfe auszuziehen, und mühsam watete er durch den Koth und Schlamm, der ihm bis an die Kniee reichte, um zu den elenden Hütten jener Sümpfe zu gelangen. In der letzten Nacht brach ein heftiges Ungewitter los: das Dach seiner Hütte stürzte ein, er wurde ganz durchnässt, und sein Vorrath an Kleidern war bereits erschöpft. Tags darauf kehrte er in seinen nassen Kleidern nach Hause zurück; er schien jedoch sehr wohl und ungewöhnlich kräftig, was bei den Sumpffiebern öfter der Fall ist." u. s. f.

[15]) Der Name dieses vortrefflichen Nationalgehilfen ist Gangâ Nârâyan Sil. Wenger hat ihm, in dem Calcutta Missionary Herald, Septbr. 1843, ein schönes Denkmal dankbarer Anerkennung seiner Leistungen gesetzt.

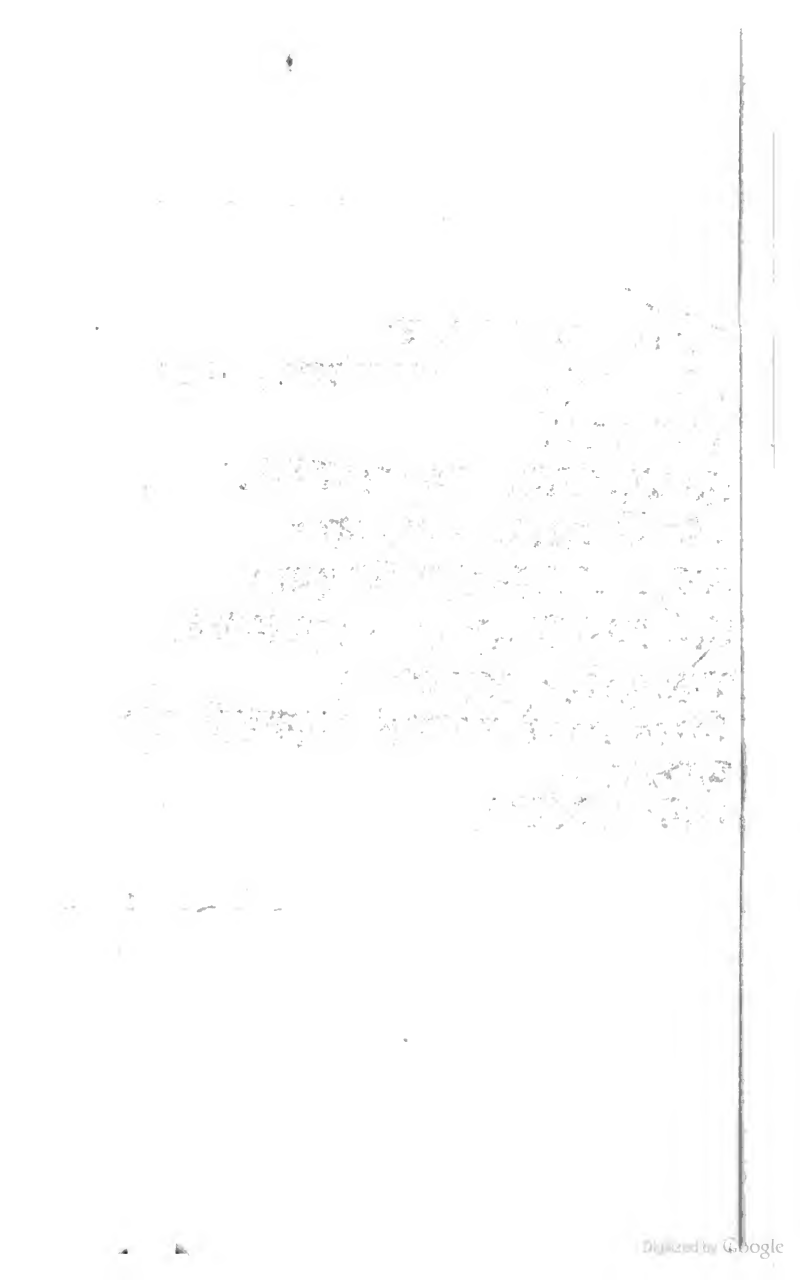
[16]) Aus Smoll's Bericht: „Einige Tage nachher besuchte ihn Herr Boaz und fand ihn sehr krank. Er liess ihn in sein eigen Haus bringen und verpflegte ihn auf's Beste. Der Arzt ward gerufen; allein seine Freunde konnten ihn nicht zurückhalten; er eilte hinüber in die Herrlichkeit." . . .

[17]) Es scheint, dass er die Nähe seines Todes kaum, oder gar nicht, geahnt hat; aber das Bewusstsein von seinem Antheile an Christi Erlösungswerk war klar und bestimmt. Auf die Frage, ob er seinen Antheil an Christi Erlösungswerk sich zueignen könne, antwortete er: „O, ja — freilich;" ob Christus in seinem Herzen die Hoffnung der Herrlichkeit sei, und ob er sich dieselbe zueignen könne? „Ja, ja — das kann ich;" ob Christus ihm köstlich sei: „Ja, sehr." Die, wiewohl kurzen, Antworten bezeugten durch die Art, wie sie ausgesprochen wurden, die Ruhe und Heiterkeit seines Gemüthes und die Hoffnung, welche er in der Stunde der Prüfung besass. Calcutta Christ. Advocate, Septbr. 2., 1843.

[18]) S. Brahmâ-Vaivarta-Purâṇi specimen. Ed. Ad. Stenzler. Berol. 1829.

Digitized by Google

শ্রীরাধাকৃষ্ণ ॥ শ্রীকৃষ্ণগোস্বামি
শ্রীরঘুনাথভট্ট গোস্বামি রসম
শ্রীকৃষ্ণদাসকবিরাজ গোস্বামি
শ্রী মধুসূদন দাস গোস্বামি মোদনম
শ্রীকৃষ্ণকবিরাজ গোস্বামিবন্ধু
শ্রীনরনাগোস্বামি শ্রেষ্ঠমঞ্জরি
শ্রীরাধাচরন দাস গোস্বামি রাস
শ্রী জীবন দাস গোস্বামি জীবন
শ্রীকৃষ্ণচরন দাস গোস্বামি কৃষ্ণমঞ্জ
শ্রী নিলানন্দ দাস নিলমঞ্জরি মা
শ্রী সনাতন দাস সুবর্ণমঞ্জরি দাস


Digitized by Google

Leben und Wirken

Rudolf's von Rodt,

V. D. M.

weil. Missionars der Londoner Missionsgesellschaft in Indien.

Nebst Erklärung und Uebersetzung einer, zum ersten Male bekannt gemachten und in einem Facsimile beigegebenen,

indischen Litanei.

Von

Dr. Karl Wilh. Bouterwek,

Director des Gymnasiums in Elberfeld.

Elberfeld, 1852.

Verlag von R. L. Friderichs.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google